

Editorial

von Karlheinz Weißmann

„Und die Masse des 20. Jahrhunderts braucht Mut! Denn sie hat ... nichts mehr, nichts, gar nichts. Es ist Spätabend geworden. Selbstverständlich darf man das nicht sagen: Man spricht in einem Krankenzimmer, seit Dr. Oswald Spengler die Diagnose gestellt hat, nicht vom Sterben. Im Gegenteil ... Die ein Zentimeter über dem Horizont hängende Sonne wird zur aufgehenden Sonne ernannt.“ Die Sätze stammen aus Joachim Fernaus Buch *Die Genies der Deutschen*, geschrieben von einem, der, wie Spengler, wenn auch auf ganz andere Weise, für ein gebildetes Publikum schrieb. Ein Publikum, in dessen Kenntnisstand der Name Spenglers ebenso gehörte wie die Chiffre „Untergang des Abendlandes“. Wieviel der einzelne mit diesem oder jenem tatsächlich zu verknüpfen wußte, steht auf einem anderen Blatt, aber immerhin flößten Name und Chiffre Ehrfurcht ein.

So war das in der Nachkriegszeit. Spengler wurde auch in die bundesrepublikanische Ausgabe der *Großen Deutschen* aufgenommen, respektvoll behandelt von Hans Freyer, und bei dem Respekt blieb es bis in die achtziger Jahre. Als man seines hundertsten Geburtstags gedachte, schrieb Hermann Lübke, weit entfernt von jeder politischen Sympathie: „An Spenglers fort-dauernder Bedeutung läßt sich kaum zweifeln.“

Das war eine Fehleinschätzung. Zweifel sind seitdem laut geworden, und gemeint sind nicht die, die von Anfang an geäußert wurden: von seiten der Fachhistoriker, die dem bekennenden Autodidakten zahlreiche Ungenauigkeiten nachwiesen, von seiten der Philosophen, die seine Grundvorstellungen ablehnten, oder der Gläubigen aller Richtungen, die ihm ihre Bekenntnisse entgegenhielten. Dagegen speisen sich die Zweifel an Spenglers Rang heute aus Voreingenommenheit gegenüber der Gegenwart, aus der Idee ihrer Vorzüglichkeit und der Vorzüglichkeit ihrer Ideen.

In Deutschland jedenfalls genügt es, Spengler als Antidemokraten, Antiliberalen, Verfassungsfeind *avant la lettre* zu qualifizieren, um sich mit seinen Auffassungen nicht weiter beschäftigen zu müssen. Das sieht man in anderen Ländern anders. Deshalb gibt es im italienischen Buchhandel mehr Titel Spenglers als im deutschen und sind die umfangreichsten Textsammlungen im Netz in englischer Sprache abgefaßt. Aber interessanter ist vielleicht noch die Rezeption seines Denkens in den USA, wo man früh auf die Ähnlichkeiten zwischen Francis Fukuyamas These vom „Ende der Geschichte“ und Spenglers Annahme einer „Fellachisierung“ im Spätstadium der Kultur aufmerksam wurde und jetzt erkennt, wieviel Ähnlichkeit die Szenarien in *Jahre der Entscheidung* mit denen eines Samuel Huntington haben. Der unterhaltsamste Beitrag zur Spenglerrezeption außerhalb Europas ist aber ohne Zweifel die Kolumne seines Wiedergängers in *Asia Times*, einer der größten überregionalen Zeitungen des Landes. Da kann man Kulturkritisches zu allen möglichen Aspekten des Lebens und der Politik lesen, wobei die Bezüge auf den Namensgeber nicht immer offensichtlich sind, aber am Ende des letzten Golfkrieges bemerkte „Spengler“ lapidar, er finde die moralische Rechtfertigung des amerikanischen Angriffs zwar unerträglich, aber die Hegemonie der USA im Nahen Osten sei ihm immer noch lieber als ein Haufen unkontrollierbarer Atommächte in diesem Raum, – die Situation müsse man mit der in Europa nach dem Ersten Weltkrieg vergleichen: wie viel wäre der Menschheit erspart geblieben, wenn Deutschland Frankreich und Rußland rasch besiegt und dann seine Vorherrschaft auf dem Kontinent angetreten hätte.

Zur Aktualität Spenglers

von Frank Lisson

Das Gefühl, in einer Zeit des kulturellen Niedergangs zu leben, gehört vielleicht zu den wirkungsmächtigsten Empfindungen, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland um sich griffen und die am Ausgang des Kaiserreichs fast alle damals geistig schöpferischen Menschen auf irgendeine Weise in ihrem Denken geformt und gesteuert hatten. Was heute eher abgegriffen klingt und allenfalls noch als ironische Bemerkung daherzukommen wagt – „Der Untergang des Abendlandes“ – war damals weit mehr als nur ein Schlagwort. Es war Ausdruck einer dumpfen Gewißheit von existentieller Bedrohung.

Der Niedergang einer Kultur ist freilich nichts, was mit wissenschaftlichen Methoden zu messen oder zu beweisen wäre, sondern zunächst eine Ahnung, ein Bewußtwerden, das sich als Gefühl der Leere, als geistiges Unbehagen einschleicht wie ein verdeckt operierender Feind. Doch Verfall war immer. Seit es Kultur gibt, wird ihr Niedergang beklagt. Zu allen Zeiten lagen aufsteigende und niedergehende Lebensprozesse miteinander im Streit. Aber in den Tagen nach dem Ersten Weltkrieg spürten besonders viele Menschen, daß sich die kulturellen Verhältnisse grundlegend und dauerhaft ändern würden, spürten, daß eine Epoche und mit ihr eine Lebensform zu Ende gegangen war. Dieses Klima hat die Aufnahme des Buches *Der Untergang des Abendlandes* zweifellos begünstigt. Die Welle der Resonanz, die der Kulturphilosoph damit seinerzeit auslöste, ist heute nur noch schwer vorstellbar. Ende des Jahres 1918 erschienen, ging das Buch bereits 1920 in die zweiundzwanzigste Auflage.

Ironischerweise verdankte Spengler den enormen Erfolg seines Hauptwerks zunächst einem Mißverständnis. Die Niederlage Deutschlands 1918 sowie der darauf folgende Sturz der Monarchie – beides von den meisten Deutschen wie ein Schock empfunden – machte weite Teile des Volkes empfänglich für apokalyptische Theorien. Nicht nur den alten

Eliten, sondern fast dem gesamten Bildungsbürgertum war eine Welt zusammengebrochen. Beinahe tröstend also, im Untergang der „Welt von gestern“ – denn genau das und nichts anderes hatte Spengler mit seinem Buch gemeint – gleich den Untergang der gesamten gesitteten Welt erkennen zu wollen. *Decline of the West* lautet die nicht weniger irreführende englische Übersetzung des Titels.

Noch vor Herausgabe des zweiten Bandes beklagt der Autor in dem Aufsatz *Pessimismus?* von 1921 die offenkundige Fehldeutung, die zum Erfolg seines Buches beigetragen hat, weil der Titel zum Schlagwort einer „Mode“ geworden sei. „Aber es gibt Menschen, welche den Untergang der Antike mit dem Untergang eines Ozeandampfers verwechseln. Der Begriff einer Katastrophe ist in dem Worte nicht enthalten. Sagt man statt Untergang Vollendung, ein Ausdruck, der im Denken Goethes mit einem ganz bestimmten Sinn verbunden ist, so ist die ‚pessimistische‘ Seite einseitigen ausgeschaltet, ohne daß der eigentliche Sinn des Begriffs verändert worden wäre“. Dieses Mißverständnis haftet seinem Werk bis heute an. Bezeichnend dafür ist der Fall jener älteren Dame, die gestand, Spenglers Buch zwar nicht gelesen zu haben, ihn aber um Rat bat, wo und wie sie ihre Wertpapiere jetzt anlegen solle...

Manfred Schröter: *Metaphysik des Untergangs*, München 1949.

Gleichzeitig entbrennt der „Streit um Spengler“, aus dem in den folgenden Jahren unzählige Zeitungsartikel, Essays und Abhandlungen hervorgehen. Kaum eine geistige Größe, die nach dem Ersten Weltkrieg nicht von dem Buch Notiz genommen hätte. Vor allem Dichter und Literaten zeigen sich ergriffen bis entzückt, aber auch Philosophen wie Georg Simmel, der den *Untergang des Abendlands* als „die bedeutendste Geschichtsphilosophie seit Hegel“ bezeichnet haben soll. Das Buch löst eine Kontroverse unter den Gebildeten aus wie zuvor nur Langbehns *Rembrandt als Erzieher* (1890), Nietzsches *Zarathustra* (um 1900) oder Weiningers *Geschlecht und Charakter* (1903). Auch Thomas Mann, der 1924 eine vernichtende Kritik gegen Spengler schreiben sollte, hatte bei der ersten Lektüre noch das Gefühl, „einen großen Fund gethan zu haben“. Seine Tagebuchaufzeichnungen vom Juli 1919 verraten, mit wie viel Begeisterung er Spengler damals las. Nach Beendigung des ersten Bandes urteilt er bewundernd: „Das wichtigste Buch!“ Wenig später nennt er es einen „intellektualen Roman“, vergleicht das Werk mit Keyserlings *Reisetagebuch eines Philosophen*, mit Bertrams *Nietzsche* und mit Gundolfs *Goethe*. Der Erfolg all dieser Bücher liege, so Mann, in ihrer „Verschmelzung von kritischer und dichterischer Sphäre“ begründet.

Spengler ist vor allem ein großer Zauberer. Sein Stil ist Magie, ist Verführung. Er überredet, begeistert und berauscht mehr, als daß er wirklich überzeugt. Geschichte sei etwas, das sich nur über die eigene Anschauung erschließen lasse, sagt er, und die Beschäftigung mit ihr entziehe sich jeder exakten Wissenschaft. Diese Auffassung öffnet ihm das Tor zu allerlei verblüffenden Spekulationen, die er aber mit einer solchen apodiktischen Geste vorträgt, daß man sich entweder davon einnehmen lassen oder abgestoßen fühlen muß. Ein Drittes gibt es kaum.

Nüchtern betrachtet findet sich tatsächlich bald auf jeder Seite eine kleine Unwahrheit, eine raffiniert versteckte Mogelei, die aber, weil sie so elegant, so ungeheuer geistreich und leicht daherkommt, wie vertraut zu uns spricht, und indem sie das tut, dazu verführt, bestehende Wahrheiten und Ansichten aufzuheben oder wenigstens zu überdenken. Da es weder unverrückbar gültige Moralen noch ethische Wahrheiten an sich gibt, hält Spengler es mit Lessings berühmtem Wort, wonach das Suchen nach Wahrheit wichtiger sei als die Wahrheit selbst. Geschichte mit anderen Augen sehen zu lernen, sich inspirieren zu lassen, neue Zusammenhänge zu erkennen, Perspektiven zu wechseln, Möglichkeiten aufzuzeigen – das ist die Wirkung des Buches und darin liegt seine Faszination und Qualität. Nicht in der zweifelsfreien Darstellung historischer Abläufe. „Wäre Spengler ein durchgebildeter Historiker, so wäre er in seiner Zielsetzung bescheidener gewesen, oder, besser gesagt, er hätte dieses Buch überhaupt nicht schreiben können, das mit dem Untergrund aller historischen Forschung und Darstellung, dem Tatsachenmaterial, in geradezu unerhörter Weise umspringt“. Spengler ist aber kein Fachhistoriker, so wenig wie er ein Fachphilosoph ist. Er versteht sich in erster Linie als Dichterphilosoph, der sich mehr an die eigene ästhetische Anschauung hält als an strenge Logik. Und deshalb ist ihm mit fachwissenschaftlicher Argumentation auch

nicht beizukommen. „Natur soll man wissenschaftlich behandeln, über Geschichte soll man dichten“.

Der Untergang des Abendlandes ist nur ein Vorschlag zur Weltdeutung, indem er alles Seiende organisch verknüpft und so die Kulturen zu den eigentlichen Schauplätzen des Lebens erklärt. Nicht mehr Völker oder Epochen, wie bei Ranke, sondern Kulturen oder Kulturkreise bilden den Kern der Weltgeschichte, sind ihre treibenden Kräfte. Spengler neigte jedoch dazu, sich vor Begeisterung und Erstaunen über die Räume, die sich ihm durch seine verwegene Methode öffneten, zu übernehmen. Er ist Opfer seiner eigenen Universalität geworden. Niemand hätte ihm bis ins Detail folgen können, und nur die große Geste, das Berauschte der weiten Zusammenhänge hat die meisten davon abgehalten, es auch zu wollen – „Tatsachen sind wichtiger als Wahrheiten“. Nicht selten fällt Spengler bei seinen Diagnosen in eigenes Wunschdenken zurück, selbst wenn er sich dabei ausweglos in Widersprüche verstrickt. Ferner neigt er dazu, die wachsende Bedeutung der positiven Wissenschaften völlig zu unterschätzen, obwohl doch gerade sie das Rückgrat der Zivilisation bilden: „in der Physik wie in der Chemie, der Biologie wie in der Mathematik sind die großen Meister tot, und wir erleben heute das Decrescendo der glänzenden Nachzügler, die ordnen, sammeln und abschließen wie die Alexandriner der Römerzeit“.

Solche und ähnlich gewagte Thesen haben bewirkt, daß der *Untergang des Abendlandes* und Spengler selbst bald zu einem bloßen Epochenereignis reduziert wurden, das nur innerhalb seiner Zeit bedeutend gewesen sei und auch nur aus seiner Zeit heraus verstanden werden könne, darüber hinaus aber keine bleibende Wirkung habe. Als 1922 nach langer Verzögerung der zweite Band erschien, war die Resonanz darauf in der Tat ungleich geringer. Spätestens seit den dreißiger Jahren begann Spenglers Stern zu sinken. Und nach 1945 ging er nicht wieder auf. Das Interesse an zyklischen Geschichtsmodellen war geschwunden. Andere Themen beherrschten mittlerweile die Öffentlichkeit. So erreichte etwa Arnold Toynbee, der mit *A Study of History* (1933–1954) an Spengler anknüpfte, trotz oder gerade wegen seiner höheren Wissenschaftlichkeit bei weitem nicht die Popularität des großen Vorbildes.

„Spengler ist kein Klassiker“, stellte Hermann Lübbe fest und hat damit wohl recht. Bis heute wird Spenglers Hauptwerk selbst von gutmei-

nenden Kulturwissenschaftlern immer wieder herablassend als konservative Spekulation und Schwarzmalerei übergangen und gilt für die meisten als widerlegt, da der „Untergang“ des Abendlandes ja bislang praktisch nicht stattgefunden habe. Wer allerdings so redet, macht damit deutlich, daß er nicht bereit ist, die wichtigste Unterscheidung vorzunehmen, auf der das gesamte Buch basiert: die zwischen „Kultur“ und „Zivilisation“. Von dieser Gegenüberstellung und deren Anerkennung hängt es ab, ob man das geschichtliche Stadium, in dem wir immer noch leben, als post-kulturell empfindet oder nicht. Ob man Kulturen als organische Gebilde versteht, die naturbedingt aufblühen, altern und dann vergehen, oder ob man ihnen eine Kontinuität unterstellt, die nur durch menschliche Interpretation Wertungen erhält, während sie sonst keinen „natürlichen“ Zyklen unterworfen sind. Zu letzterer Ansicht tendiert die akademische und öffentliche Meinung heute, da niemand gern „alt“ ist beziehungsweise in einer „alternden“ Kultur lebt oder gar in einer „seelenlosen“ und „degenerierten“ Zivilisation.

Hermann Lübbe: *Politische Philosophie in Deutschland. Studien zu ihrer Geschichte*, Basel und Stuttgart 1963.

Spengler um 1917



Der Untergang des Abendlandes bedeutet also nicht mehr, aber auch nicht weniger als den Übergang von einem Entwicklungsstadium in ein anderes, bedeutet den Übergang von Kultur in Zivilisation. Doch „jede Kultur hat ihre eigne Zivilisation. Zum ersten Male werden hier die beiden Worte, die bis jetzt einen unbestimmten Unterschied ethischer Art zu bezeichnen hatten, in periodischem Sinne, als Ausdruck für ein strenges und notwendiges organisches Nacheinander gefaßt. Die Zivilisation ist das unausweichliche Schicksal einer Kultur. Hier ist der Gipfel erreicht, von dem aus die letzten und schwersten Fragen der historischen Morphologie lösbar werden. Zivilisationen sind die äußersten und künstlichsten Zustände, deren eine höhere Art von Menschen fähig ist. Sie sind ein Abschluß; sie folgen dem Werden als das Gewordene, dem Leben als der Tod, der Entwicklung als die Starrheit ... Sie sind ein Ende, unwiderruflich, aber sie sind mit innerster Notwendigkeit immer wieder erreicht worden“.

Der Spielraum, der dem Menschen bleibe, beschränke sich also auf das jeweils erreichte Stadium, nicht auf die Kultur an sich. Der Mensch solle seine „inneren Möglichkeiten“ ausschöpfen, seinen „Bestimmungen“ folgen. Das sei der Zweck der Kultur, die nur solange blühe und wachse, wie der Mensch über eben solche Möglichkeiten verfüge. Sind alle diese schöpferischen Kräfte ermattet, ist die Religion zersetzt, die Kunst inhaltslos und unfruchtbar geworden, dient die Wissenschaft allein dem kommerziellen Gewinn und ist eine allgemeine Verrohung im menschlichen Umgang, ein Mangel an Manieren zu beobachten, dann sei das Stadium der Zivilisation erreicht.

Und die Macht der Zivilisation beruht vor allem auf den Medien. „Was die moderne Presse betrifft“, sagt Spengler, „so mag der Schwärmer zufrieden sein, wenn sie verfassungsmäßig ‚frei‘ ist; der Kenner fragt nur danach, wem sie zur Verfügung steht.“ Spengler sieht bereits klar den gewaltigen Einfluß voraus, dem der Einzelne durch die sanfte Manipulation der Massenmedien ausgesetzt sein wird. „Eine furchtbarere Satire auf die Gedankenfreiheit gibt es nicht. Einst durfte man nicht wagen, frei zu denken; jetzt darf man es, aber man kann es nicht mehr. Man will nur noch denken, was man wollen soll, und eben das empfindet man als seine Freiheit. ... Es ist jedem erlaubt, zu sagen, was er will; aber es steht der Presse frei, davon Kenntnis zu nehmen oder nicht“.

Peter Sloterdijk: *Kritik der zynischen Vernunft*, Frankfurt a.M. 1983.

Was Spengler über die Entwicklung der Städte, der Presse, über den Wandel des Bewußtseins, der Herrschaftsverhältnisse und der kulturellen Hegemonie in einer Zivilisation gesagt hat, ist heute Alltag und wird als „Errungenschaft“ von niemandem mehr öffentlich in Frage gestellt. Spenglers wortgewaltige Prognosen konnten nur von solchen Menschen als Bedrohung empfunden werden, die ihre Sozialisierung und ethische Prägung unter dem Himmel tradierter, „vormoderner“ Wertvorstellungen erfahren hatten. Solche Menschen gibt es nicht mehr. Ihre Ethik gilt als rückständig, ist verpönt. Eine neue Welt mit anderen Werten trat an die Stelle der alten. In ihr hat man sich einzurichten. Der Streit um das „Richtige“ scheint im wesentlichen entschieden. Deshalb wirken Hinweise auf das unwiederbringlich Verlorene nur lästig und störend wie nutzlose Nörgeleien. „Wenn die Naivitäten sinken und die Nüchternheit steigt, so muß das nicht den Untergang des Abendlandes bedeuten“, sagt Peter Sloterdijk. Das Unbehagen aber bleibt. Wir Deutsche und Europäer, so ein tiefsitzendes Gefühl, steigen weiterhin wissend hinab. Dieser Prozeß läßt sich kaum leugnen, jeder kann ihn täglich beobachten. Und doch muß der Übergang von einem Zeitalter in ein anderes, die Summe der Veränderungen, die damit einhergehen, schon allein aus psychologischen Gründen notwendig und objektiv als „Fortschritt“ begriffen werden, weil das Wesen der modernen Gesellschaften in einer Dynamik besteht, die sich jeder Kontrolle oder Bändigung entzieht. Im Rausch der Geschwindigkeit wähnt sich der Reisende immer „vorn“. Unabhängig von der gefühlten Qualität seiner Umgebung.

Spenglers großes Verdienst besteht nicht nur darin, „den Blick für neue Landschaften“ eröffnet zu haben, indem er maßgeblich zum „Durchbruch zu einer den Planeten umspannenden Geschichtswelt“ (Joseph Vogt) beigetragen hat. Tatsächlich denken wir heute nicht mehr „europazentrisch“, sondern global. Noch bedeutsamer war jedoch seine Absicht, die Deutschen als ein Volk von weltabgewandten Träumern auf kommen-

Joseph Vogt: *Wege zum historischen Universum*, Stuttgart 1961.



*Spenglers Arbeitszimmer
in der Wildenmayerstraße,
Mitte der dreißiger Jahre*

Theodor W. Adorno: *Prismen*, Frankfurt a. M. 1977.

Eduard Spranger: *Die Kulturzyklentheorie und das Problem des Kulturverfalls*, zuletzt in: *Kulturphilosophie und Kulturkritik*, Tübingen 1969.

de Realitäten vorzubereiten. Daß dies kaum ohne Übertreibung und apodiktische Geste, die jedem Propheten eigen ist, vonstatten gehen konnte, liegt in der Natur der Sache. Spenglers Positivismus eines enttäuschten Romantikers war für die wirklichen Positivisten mehr als eine kluge Spielverderberei auf dem Weg in die Totalität der Moderne, mehr als der oberlehrerhafte Einwand eines biedereren Kulturpessimisten. Indem er das Unvermeidliche, das jeder sehen konnte, nach Art der Cassandra in die Welt rief, ließ er gleichsam alle Kathederphilosophie auf dem Basar der Geschichte zurück und überrundete in kühnem Sprung die Moderne samt ihrer Rechtfertigung aus Geschwätzigkeit. Wie zuvor Nietzsches Diagnosen, trübten seine Visionen mit ihrem abschließenden Charakter die heitere Stimmung der aufbruchbereiten Menschheit in eine bessere Zukunft.

Daß er die Jugend verderbe, wurde ihm vorgeworfen wie einst Sokrates. Der Schierlingsbecher blieb Spengler zwar erspart, dafür umgaben ihn aber bald die Wasser der Lethe. Selten ist jemand, der einen solchen überragenden Erfolg und weltweite Berühmtheit erlangte, in so kurzer Zeit so vollständig vergessen worden. Dennoch: „Der ver-

gessene Spengler rächt sich, indem er droht, recht zu behalten. Sein Vergessensein inmitten der Bestätigung leiht der Drohung blinder Fatalität, die von seiner Konzeption ausgeht, ein objektives Moment“, befand Adorno. In Deutschland ist man allerdings am wenigsten bereit, den Verfemten wieder in den Kreis derer aufzunehmen, über die vorbehaltlos nachgedacht und diskutiert werden darf. Schließlich war Spengler als elitärer Aristokrat ein Verächter hiesiger Gesellschaftszustände, ein Miesmacher des schnellen Glücks aller. So sind es „fast nur ausländische Kommentatoren, die sich trauen, ihn im Zusammenhang mit Geschichtsauffassungen zu nennen, die etwa von Michel Foucault vertreten werden“, schrieb 1996 in der *Neuen Rundschau* der französische Philosoph Jacques Bouveresse über Spenglers Rache. Natürlich wird Spengler solange aktuell bleiben, bis das Entwicklungsstadium, das er beschrieb, überwunden ist. Und das kann dauern.

Währenddessen hilft ein unverstellter Blick auf die Symptome. Spengler hilft ihn schärfen. Seine Lehre wirkt heute erfrischender und anregender denn je zwischen den zwei bis drei staatlich monopolisierten Restgesinnungen, die jedem, der sich am öffentlichen Diskurs beteiligen will, zur Verfügung stehen. Sie vermittelt uns einen Eindruck davon, welche Kühnheit und Eleganz im Denken einmal möglich war. Spengler lesen, fordert dazu auf, das Pendel der moralischen Anschauungen, das nach einer Seite hin ausgeschlagen ist und dort seit langem verharret, wieder in Schwung zu bringen, damit Geschichte und Politik beweglich bleiben.

Das Bedürfnis nach anderen Perspektiven ist groß. Obwohl wahrscheinlich alles Denkbare schon einmal gedacht worden ist, wissen wir es nicht, weil viele unzeitgemäße Stimmen im Gewirr der offiziellen längst untergegangen sind. Deshalb lohnt es sich, in den Verliesen der Philosophiegeschichte zu stöbern. Spengler ist einer, der im Verborgenen fortwirkt. „Wenn sich die neokonservativen oder ‚postmodernen‘ Strömungen, die sich heute fast überall entwickeln, im allgemeinen nicht auf einen Autor berufen, als dessen objektive Erben sie in vielerlei Hinsicht gelten können, geschieht dies sicherlich mehr aus bloßer Unkenntnis denn aus Vorsicht,“ vermutet Bouveresse wohl zu Recht.

Was also ist geblieben vom *Untergang*? Die wichtigste und berechtigtste Kritik an Spengler betrifft immer noch die Frage nach der Hand-

lungsfreiheit des Menschen innerhalb der Geschichte. Von Eduard Spranger bis Theodor W. Adorno reicht die Liste der Kritiker, die sich an Spenglers Postulat der fehlenden Willensfreiheit störten und mit scharfsinnigen Beiträgen auf diesen neuralgischen Punkt hingewiesen haben. So 1926 Spranger in seinem Vortrag *Die Kulturzyklentheorie und das Problem des Kulturverfalls* und 1938 Adorno in *Spengler nach dem Untergang*, eine durchaus faire Analyse und vielleicht mit das Klügste, was über Spenglers Philosophie je geschrieben worden ist.

Theodor W. Adorno:
Spengler nach dem Untergang, zuletzt in: *Kulturkritik und Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 1977.

In der Tat steht und fällt Spenglers Gedankengebäude mit der Beantwortung dieser Fragen: inwieweit ist der Mensch in der Geschichte gefangen, bloß ein ausführendes Organ des Welt- oder Zeitgeistes, so alt oder so jung wie der Kulturkreis, in dem er aufgewachsen ist. Oder reicht die Freiheit des einzelnen Menschen aus, sich immer wieder neue Kulturzustände zu erschaffen? Die Verhältnisse also dahingehend zu korrigieren, daß sie das Leben eines Kulturmenschen ermöglichen, angelehnt an den Erfahrungen, die er aus der Geschichte gewonnen hat? Oder ist die Zivilisation samt ihren Folgen ein Prozeß, dem keine Kultur entgehen kann? Sind Phänomene wie Bildungsverwahrlosung und debiles Fernsehprogramm zwangsläufige Erscheinungen, die man schicksalhaft hinzunehmen hat, oder doch nur Wirkungen einer von Menschen gemachten Politik? Also alles nur eine Frage der Machtverhältnisse, der Eliten? – Freiheit und Notwendigkeit liegen hier nah beieinander.

Nach dem Untergang der alten traditionellen Normen und Werte ist jeder selbst für den Zustand seiner Kultur verantwortlich, denn es gibt sie nicht mehr: die Kultur. Jeder bildet im unverbindlichen Pluralismus der Massengesellschaft seine eigene. Jeder ist ein Mikrokosmos, der durch sein Verhalten zu beweisen hat, wieviel Kultur, wieviel Charakter, wieviel Rasse in ihm steckt. Ausgesetzt wie Haustiere in freier Wildbahn, suchen wir nach den alten Plätzen, nach Gewohntem, nach Beständigkeit. Doch da ist niemand mehr, der Sicherheiten bietet, niemand, der gleiches fühlt, denkt oder will ... Jeder bewohnt eine geschlossene Welt, in der er sich eingerichtet hat wie in einem kleinen, viel zu engen Ferienhaus, das wiederum nur ein Vorschlag sein kann im breiten Sortiment der Möglichkeiten. Versuche, aus dem Innenraum seiner Mikrosphäre auszubrechen, enden regelmäßig im Selbstbetrug: je indifferenter ein Mensch, desto höher die Chance auf Gemeinsamkeiten, lautet die Hoffnung, die dahinter steht. Der Mensch nach der Kultur, das Kompromißwesen par excellence, blickt wehmütig auf vergangene Inszenierungen, findet aber nicht in den alten Spielfluß zurück, und so bleibt meist alles bei der Probe. Nicht mehr ganz Wir und noch nicht ganz Ich. Zwischen diesen beiden Kräften, den Spannungsfeldern übermodernen Menschseins, tastet sich der Einzelne entlang, wie durch einen dunklen Gang, der zwar kein Ende erkennen läßt, aber die Richtung erzwingt.

Kultur haben ist jedoch keine Frage der Umgebung, in die man hineingeboren wird, sondern eine der Haltung, des Instinkts, wie Spengler sagen würde. Kultur beweist derjenige – und das war schon immer so –, der sich nicht gemein macht mit einer Sache, die von unten kommt, die ihn billig umschmeichelt, indem sie ihm Zugehörigkeit verspricht unter der Voraussetzung, daß er den Tagesparolen und Modegesinnungen folgt. Kultur ist Formgebung. Darin liegt ihr Wesen, ihre Macht. Wir sind Erben einer solchen Macht, die im Großen niemand mehr ausüben kann oder will. Aber wir tragen ihre Spurenelemente noch mit uns herum. Die Geschichte bietet eine gewisse Transparenz der Möglichkeiten, wie Leben gestaltet werden kann. Als Mischwesen, die wir sind, zur Unentslossenheit verdammt, weil wir noch immer zwischen den Zeitaltern stehen, noch immer genug „Kultur“ in uns haben, um an den Symptomen der „Zivilisation“ zu leiden. Diese beiden Kräfte stehen im Verhältnis zueinander wie Vergangenheit und Zukunft. Und vielleicht hat es nie eine größere Diskrepanz, eine größere Feindschaft zwischen dem Gestern und dem Morgen gegeben als heute. Dieser Konflikt wirkt täglich auf uns ein, denn zu beiden Welten fühlen wir uns hingezogen, beide haben Gewalt über uns, beide bilden unsere Wirklichkeit.

Frank Lisson: *Oswald Spengler*, Schnellroda 2005.

Deshalb sind wir auch heute noch, kaum anders als Spengler, Zeugen jener gewaltigen Kämpfe und Übergänge, die von einem Entwicklungsstadium in ein anderes führen, und es ist, wie Nietzsche sagt, „der Zauber dieser Kämpfe, daß, wer sie schaut, auch kämpfen muß!“

Dokumentation: Über den notwendigen Verfall

von Karl Vollgraff

Hans-Joachim Schoeps hat ihn unter die „Vorläufer Spenglers“ gerechnet und Karl (Carl) Vollgraff damit aus der großen Zahl derjenigen Denker herausgehoben, die eine Verfallstheorie der Geschichte entwickelt haben. Über die Biographie Vollgraffs ist nur wenig bekannt. Er wurde 1792 in Schmalkalden geboren, nahm am Kampf gegen Napoleon als Freiwilliger teil und studierte Philosophie, Geschichte und Rechtswissenschaften an verschiedenen Universitäten, habilitierte sich in Marburg a. d. L. und erhielt dort 1832 eine Professur „des Staatsrechts und der Politik“. Verschiedene Berufungen hatte er schon ausgeschlagen, weil sie ihn gezwungen hätten, das heimatliche Kurhessen zu verlassen, und er scheint sich ganz bewußt in einer kleinstaatlichen Idylle eingerichtet zu haben, in die die großen Ereignisse – von denen und von deren Gefährlichkeit er sehr wohl wußte – nicht drangen. 1863 starb er in Marburg a. d. L.

Das Werk Vollgraffs ist weitgehend unbeachtet geblieben. Lediglich eine Kampfschrift gegen die liberalen Ideen Die Täuschungen des Repräsentativsystems von 1832 fand so viel Aufmerksamkeit, daß sie von den aufgebrachten Marburger Burschenschaften auf dem Marktplatz der Stadt verbrannt wurde. Ein immerhin zweitausend Seiten umfassendes Frühwerk Die Systeme der praktischen Politik im Abendland (1829) wurde nie abgeschlossen, sein dreibändiges Hauptwerk, das zwischen 1851 und 1855 erschien und an dem er nach eigenem Bekunden fünfundzwanzig Jahre lang gearbeitet hatte, wirkte schon auf die Zeitgenossen wie eine Spätgeburt des Vormärz und wurde veröffentlicht unter dem bizarren Titel Erster Versuch einer wissenschaftlichen Begründung sowohl der allgemeinen Ethnologie durch die Anthropologie wie auch der Staats- und Rechtsphilosophie durch die Ethnologie oder Nationalität der Völker in drei Teilen. Der Versuch brachte es auf immerhin siebentausend Seiten, war aber ebenso ungefüß wie der Titel und praktisch unverkäuflich.

Hans Joachim Schoeps:
Vorläufer Spenglers. Studien zum Geschichtspessimismus im 19. Jahrhundert, Beihefte der Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte, 1, Leiden und Köln 1953.

Erst bei einer Untersuchung der Abhängigkeit Jacob Burckhardts von bestimmten Ideen des Philosophen Ernst von Lasaulx ist Schoeps darauf gestoßen, daß dieser wiederum durch Gedanken Vollgraffs wesentlich beeinflusst worden war. Zu denen gehörte vor allem ein „Organismus“-Begriff im Sinne der Spätromantik, der es ermöglichte, den natürlichen Prozessen analoge Vorgänge in der Geschichte zu beobachten. Auf entsprechende Vorstellungen waren auch schon frühere Autoren gekommen, aber keiner hatte versucht, diese Idee so konsequent anzuwenden wie Vollgraff. Nach dessen Ansicht war die Menschheit insgesamt in einem seit 6000 Jahren andauernden Prozeß der Kultivierung begriffen und stand damit am Ende ihrer Entwicklungsmöglichkeiten; auch die erst neu hinzugetretenen Völker hatten längst den Höhepunkt überschritten und gingen in Verfall über. Vollgraff hat sich vor allem dieser Dekadenz mit großer Akribie und unbestechlichem Blick zugewandt und auf diese Weise viel vorweggenommen, was heute noch am Werk Spenglers fasziniert. Dieser hat Vollgraff aller Wahrscheinlichkeit nach nicht gekannt, ist aber von ihm – vermittelt durch Lasaulx, Burckhardt und Nietzsche – beeinflusst worden.

IV. Von dem moralischen und sprachlichen Verfall und successiven Absterben des ganzen Menschen-Reichs von oben nach unten und den Erscheinungen oder der Art und Weise des Eintrittes desselben im Allgemeinen. §. 483. Gleich wie jedes einzelne Menschen-Individuum seine vier Lebens-Alter und Abschnitte hat und, wenn diese abgelaufen sind, das Greisen-Alter oder sein allmähliges Absterben unabwendbar eintritt, so ist dies auch mit den Familien und dann ganzen *Nationen* der Fall. Auch sie haben ihr Kindes-, Knaben-, Jünglings-, Mannes- und Greisen-Alter und sind dem Absterben eben so naturnothwendig unterworfen wie die Individuen, denn auch sie sind ja nichts anders als grosse National-Individuen^{a)}, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß Nationen nicht auch psychisch wie die Individuen dahin *sterben* (es geschehe denn durch Krieg, Hunger, Pest etc.), sondern bei ihnen der Tod immer nur ein moralischer und sprachlicher ist^{b)}. Sollte freilich einst unser Planet selbst zu Grunde gehen oder sich so umgestalten, daß weder Pflanzen noch Thiere ferner, darauf leben könnten, so müsste auch das Menschen-Reich mit ihm physisch vernichtet werden.

Ernst Lasaulx: *Neuer Versuch einer alten, auf die Wahrheit der Tatsachen gegründeten Philosophie der Geschichte*. Mit einem Nachwort von Günter Maschke, Wien und Leipzig 2003.

Sind nun aber, sonach ganze Nationen dem moralischen und sprachlichen Ab- und Aussterben oder Todte unterworfen, so sterben auch nothwendig mit ihnen ganze Ordnungen, Classen und Stufen auf diese Weise aus und ab und ist dies der Fall, so folgt daraus unabweislich, daß zuletzt auch das ganze Menschen-Reich so ab- und aussterben müsse und werde. Es handelt sich daher hier, zum Beschluss, bloß noch darum

(1) die Erscheinungen und Kriterien dieses Absterbens im Allgemeinen in Beziehung auf Cultur und Sprache bemerklich zu machen und dann
 (2) anzugeben, wie weit herab bis jetzt das Menschen-Reich wirklich schon abgestorben oder moralisch todt ist. Beides jedoch bloß noch einmal in Beziehung auf Cultur und Sprache. Von den Kriterien des Verfalles hinsichtlich der Civilisation kann erst im nächsten und letzten Theile geredet werden.

a) Jedes Volk trägt auch, wie jedes Individuum, in seiner Kindheit schon alle Keime und Anlagen für das in sich, wozu es die Natur bestimmte, aber erst in seinem Jünglings- und Mannes-Alter giebt es sich in seiner ganzen Charakter- und Geistes-eigenthümlichkeit kund, und legt darin die Rohheiten ab, die ihm in seinem kindischen und Knabenalter noch anklebten. Und darin besteht denn auch, wie schon oben gesagt, der relative Perfectibilitäts-Cursus eines jeden einzelnen Volkes. „Jedes Volk muss aus sich selbst emporwachsen. In der Ausbildung seiner Grundelemente liegt seine Zukunft“. Wiener Jahrb. Bd. 59. A. B. S.39. Aber auch ein Volk als solches kann man eben so wenig vor seinem endlichen Verfall schützen, wie verhindern, daß es jährlich ein Jahr älter wird oder daß ein Mensch zuletzt ein Greis wird. Daher ist auch der Verfall der Völker im Allgemeinen nichts Verschuldetes, weil er etwas naturnothwendiges ist, wohl aber kann er, wie das individuelle Siechthum, durch äussere Umstände beschleunigt, vorzeitig herbeigeführt und umgekehrt durch strenge politisch-diätetische Maassregeln einige Zeit hinausgehalten werden.

„Auch bei einer und derselben Nation darf und kann nicht das Maximum ihrer Muse ewig dauern, denn es ist nur ein Punct in der Linie der Zeit. Unablässig rückt dieser weiter und von je mehrern Umständen die schöne Wirkung abhieng, desto mehr ist sie dem Hingange und der Vergänglichkeit unterworfen. Eben bei dem regsamsten Volke geht es oft in der schnellsten Abnahme vom siedenden bis zum Gefrierpunct herunter“. Herder I. c. II. S. 243.

„Alles ist vergänglich und vorübergehend in der Geschichte. Die Ursache dieser Vergänglichkeit aller irdischen Dinge liegt in ihrem Wesen, in dem ganzen Gesetz, das unsere Natur bildet. Auch wir unterliegen den Gesetzen des Kreislaufes, die keine anderen sind, als ein Entstehen, Seyn und Verschwinden“. Derselbe daselbst S. 216.

„Alles was sein Höchstes erreicht hat, steht am Ende seiner Entwicklung“. Oken, Natur-Philosophie Nr. 1766.

Das Leben wickelt sich nun eben so wieder ab, wie es sich aufwickelte. Ist der Culminationspunct einmal erreicht, so geht unfehlbar die Rückkehr an.

„Der Machtglanz, den ein Volk als die Mittagshöhe seines Glücks begrüßte, ist gemeinlich der letzte Strahl seines sterbenden Ruhms“. Malcolm Geschichte von Persien. S. 149.

Die Etrusker wiesen jeder Nation ein bestimmtes Lebensalter zu und bestimmten ihr eigenes in zehn Saecula.

Die sybillinischen Bücher sprachen von einer *apokatastasis*, wonach eine bestimmte Anzahl von Weltaltern immer zum Schlechtern absteigend einander folgte, jedoch so, daß nach Ablauf des letzten und schlechtesten die Ordnung wieder von vorne beginne und Apollo die Herrschaft wieder übernehme.

Besonders wussten dies auch die Braminen, wie wir schon oben zeigten und folgende Stelle aus Manu II. 2. beweist: „Im ersten und zweiten Alter waren die Menschen mit wahrer Frömmigkeit und einem tiefen Wissen begabt; auch im dritten Alter war dem noch so; aber im vierten verminderte der Schöpfer ihre geistigen und moralischen Kräfte“. ...

„Jedes Volk hatte ein Kindes- und Jünglingsalter; darauf folgte ein Zustand vollendeter Aeusserung seiner Kräfte und dieser ging endlich in einen Zustand der Abnahme über“. Schulze Psychologie S. 571.

„Ce n'est pas le peuple naissant qui dégénère; il ne se perd que lorsque les hommes faits sont déjà corrompus“. Montesquieu de l'esprit des lois IV, 5. „Die Gattungen nehmen ein Ende, also nimmt auch die Gattung Mensch ein Ende. Sie nehmen ein Ende, nachdem sie die in ihrem Kreise möglichen Entwicklungen durchlaufen haben“. Charles Nodier. Der Reconsent von Stuhrs allgemeiner Geschichte der Religionsformen sagt in der Hall. L. Ztg. 1840. Nr. 161: „Nach der Tradition ist die Geschichte der Menschheit nicht sowohl ein Fortschritt als vielmehr ein fortwährender Rückschritt“.

Nur einzelne Völker haben eine der Aufzeichnung werthe Biographie oder Specialgeschichte, die aber nichts anderes zu erzählen hat, als was dieses Volk war, worin sein concretes Lebensziel bestand und wie es dasselbe erreicht hat, nicht in dem was es nach des Geschichtsschreibers individueller Ansicht hätte erstreben sollen. Im Ganzen genommen tragen nur die Völker der dritten und vierten Stufe ein Lebensziel, dessen Erstrebung einer geschichtlichen Darstellung werth ist. Wilde und Nomaden haben daher noch keine Geschichte, die Eroberer-Nomaden höchstens ausgenommen. Jedes Geschichtswerk soll in vier Hauptabtheilungen oder in die vier Lebensalter zerfallen, wenn es eine lebendige Uebersicht geben soll. Das Greisenalter bedarf keiner weiteren Schilderung.

Nur sehr wenige Völker, ja vielleicht keines, vermögen aber ihre wirkliche Geschichtsschreibung oder ihre Annalen mit ihrem Kindesalter zu beginnen. Es sind höchstens dunkle Sagen und Erinnerungen, die ihnen davon geblieben sind, denn „so wenig ein Mensch die Annalen seiner Geburt und seiner Kindheit weiss, so wenig wissen es die Völker“. Herder 1. c. II, 267.

Die Geschichte eines jeden Volkes, das eine solche hat, soll im Charakter und Style seines concreten Nationalgefühls aufgefasst und geschrieben werden.

Die Jahrzahlen in einem Geschichtswerk sind für den Schreiber und Leser nur die Handgriffe und Henkel, um die Begebenheiten festzuhalten.

^{b)} Mit dem moralischen Absterben der Völker weicht Tugend, Wahrheits-



Klassisches Muster der Dekadenz

liebe, Kunstsinn, Religiosität und Sprache, kurz das Göttliche und Humane aus ihnen und es bleibt bloß noch der psychische Selbsterhaltungstrieb als Selbstsucht und der Verstand übrig, dem eine immer schlechter werdende Sprache zur Seite geht: So wenig wie ein Individuum durch Speise und Trank gegen das Alter und den Tod geschützt ist, so wenig auch eine Nation dadurch, daß jährlich ebenso viel Kinder geboren werden, als Erwachsene sterben. Diese Kinder verjüngen eine Nation nicht um ebenso viel, wie sie durch die Absterbenden verliert, weil es sich hier nicht um den numerischen Fortbestand einer Nation, sondern um den moralischen handelt. Der psychische und moralische Verfall der Erwachsenen pflanzt sich nicht bloß durch die Zeugung auf die Kinder fort, sondern auch und hauptsächlich durch das schlechte Beispiel der Eltern oder die Erziehung. ...

1) Allgemeine Kriterien des natürlichen Greisen-Alters, Verfalles oder Absterbens der Nationen, insoweit sie sich an der Cultur und Sprache kund geben. §. 484.

Das Absterben oder Verfallen der Nationen als solchen besteht also in nichts anderem, als in dem Sinken, Verfallen und Entarten dessen, wodurch der Mensch eben allererst Mensch ist und über den Thieren steht, nämlich in dem Entschwinden, Sinken und Verfallen der Humanitäts-Gefühle und der Sprache, als Folge der erschlaffenden psychischen Lebens-Energie, wodurch sich der sittliche Selbsterhaltungstrieb in unsittliche Selbstsucht umwandelt, so daß solche gealterte und verfallene Nationen nur noch durch die physisch-psychische Selbstsucht der Einzelnen fort-dauern, vegetiren, alles moralische, philosophische, schönkünstlerische, religiöse und sprachliche Aufnehmungs- und Productions-Vermögen aber erstorben ist^{a)}, was denn auch, um es schon hier zu sagen und anzudeuten, in politischer Hinsicht die Folge hat, daß aller sittliche Patriotismus aus den Einzelnen entweicht und nur noch eine zuchtpolizeiliche Regierung im Stande ist, diese bloß noch egoistischen Aggregate zusammen zu halten und zu bändigen; denn, gleichwie der physische Tod eines Individui nichts anderes ist, als ein Auflösen und Zerfallen des seither psychisch belebten Körpers in seine Ur-Bestandtheile, so besteht der moralisch-politische Tod eines Volkes oder der einzelnen Staaten, die es seither bildete auch in der Auflösung und dem Auseinanderfallen des bisherigen gegliederten moralischen, sowohl ethnischen wie bürgerlichen und politischen Organismus derselben in lauter vereinzelte egoistische Individuen, wo jeder nur noch seinem Privat-Vorteile nachjagt, um die Erhaltung des Ganzen sich aber nicht mehr kümmert. – Zwar ist es entsetzlich, aber dennoch wahr und durch die Geschichte belegt, daß, wie es kein Mittel gegen den physischen Tod aus Alters-Schwäche giebt, so auch keines zur Wieder-Verjüngung und moralisch-politischen Restauration eines nun einmal und wirklich moralisch-politisch abgestorbenen Volkes.

a) Mit dem Verfall der Völker ist es bloß noch der Verstand, der das sittliche Gefühl ersetzen soll; als Rationalismus tritt er an die Stelle der Glaubensreligion, als Kunstcritik an die Stelle künstlerischer Productivität, als critische unproductive Philosophie an die Steile unmittelbar

erkennender und anschauernder Philosophie und als bloße Lebensklugheit an die Stelle sittlicher Handlungsweise. Aber auch auf der anderen Seite fehlt fortan die Kraft zum Bösen und das meiste sogenannte Böse oder Schlechte, was jetzt noch geschieht, ist bloß ein Product des starren individuellen Egoismus, des Mangels an allem Gemeinsinn. ... Uebrigens gedenkt auch schon Plato dieses Verfalles der Völker in seinem Buche vom Staate gelegentlich, wenn er sagt: „Auch die Völker würden nach und nach so schlecht, daß sie durch keine Erziehung mehr gebessert werden könnten“ und Goethe sagte: „Es ist immer ein Zeichen einer unproductiven Zeit, wenn sie so ins Kleinliche des Technischen geht und eben so ist es ein Zeichen eines unproductiven Individuums, wenn es sich mit dergleichen befasst“. Bereits Theil I: §. 95. haben wir zu zeigen versucht, daß der sogenannte Sündenfall oder Abfall, nämlich die Erkenntniß des Guten und Bösen, und der Verfall nicht identisch seyen, sondern zwei verschiedenen Lebens-Altern angehören und beide keine freien Willens-Acte, sondern unfreie Natur-Krisen im Menschenleben seyen. Wir verstehen die tief sinnige Bildersprache der Genesis über den sogenannten Sündenfall nur mittelst aufmerksamen Studiums des Menschen. Der religiöse wahre Glaube ist eine Sache der Unschuld und mit ihr hört auch seine Allmacht auf (s. auch Montesquieu XXVI, 2).

So sagten wir auch schon, daß der Charakter des Verfalles eben in der Charakterlosigkeit bestehe, d. h. die nationalen Tugenden sterben ab und müssen nun als Gebote gelehrt und gepredigt werden, die Götter scheiden von den Menschen, weil diese des Gefühls ihres Zusammenhanges mit ihnen verlustig gehen und damit ist der Zweifel gegeben.

Zuletzt genießt denn auch die Selbstsucht nicht mehr, sondern verschlingt bloß noch, ohne des Genusses froh zu werden. Sie jagt ihm nach ohne ihn erreichen zu können, sie ist sich selbst die Hölle oder was die Modernen den Weltschmerz nennen, der aber nichts Neues ist, wenigstens hat ihn schon Tacitus gekannt und die Braminen haben ihn schon vor Jahrtausenden empfunden.

Diese Selbstsucht, insoweit sie bloße Genussucht ist, weiß sich daher auch ihre eigene Philosophie zurecht zu machen, die wir unter dem Namen des Epikurismus kennen.

Alles was Menschen schaffen, ist, was es ist, durch die Seele und den Geist des Menschen, einerlei ob es sich um einen blühenden Ackerbau oder einen blühenden Credit handelt.

Sinkt der Mensch, in psychischer und moralischer Hinsicht, so sinkt auch alle und jede Production, die der Kartoffeln so gut wie die der höheren geistigen Kräfte. Die Materie ist für sich nichts, leblos und todt und nur der Gebrauch, den der Mensch von ihr macht, giebt ihr einen Werth. Mit dem Verfall kann man, noch einmal sagen, verlassen die Götter (der göttliche Geist) die Menschen und die Menschen ihre Götter, d. h. sie verlieren die Fähigkeit, den göttlichen Geist in sich aufzunehmen. Mit dem Verluste des Glaubens an ein Göttliches geht aber auch jeder andere Glaube gegen die Mit-Menschen verloren, ein allgemeines Misstrauen führt zu den wahnsinnigsten Vorstellungen von Zufall, Schicksal, faits accomplis. Aller religiös-moralisch-politische Zusammenhang und Halt löst sich auf in einzelne Atome oder Individuen und dies ist das was wir die moralisch-politische Fäulniß oder den allmäligen Tod nennen, der sich sowohl in der Cultur wie in der Civilisation ausspricht.

Von nun an ist diese Fäulniß die moralische Quelle aller Revolutionen und Empörungen, gegen die eigenen Regierungen, der Unfähigkeit dieser, sie zu bewältigen, denn keiner traut mehr dem andern; genug, es waltet eine allgemeine Gemüths-Krankheit, die nur nicht ganz wie Wahnsinn aussieht. Die vergiftete Phantasie verdorbener Seelen erfindet die tollsten Chimären. Mit einem Worte, die Menschen sind metaphysisch krank nach allen vier Richtungen. Ein psychisches Fieber peinigt die Menschen und erhält sie in einer fortwährenden Aufregung. Dieser allgemeine Wahnsinn oder dieses Fieber hat jedoch seine periodischen Intervalle, sie ruhen einige Zeit und brechen dann als eigentliche Revolutionen aus, bis zuletzt ein Krieg Aller gegen Alle entsteht und mit dem Socialismus und Communismus das Ganze sich selbst völlig zerstört und auflöst. Die Moral ist so tief gesunken, daß man sich der Lüge gar nicht mehr als solcher bewusst ist.

Kulturtheorie und Kulturkonflikt

von Peter R. Hubert

Oswald Spengler ist es anders ergangen als seinem großen Vorbild Friedrich Nietzsche, anders auch als etwa Heinrich von Kleist oder Friedrich Hölderlin: Man entdeckte ihn und die Bedeutung seines Denkens nicht erst nach seinem Tode, sondern sein Ruhm als Geschichtsphilosoph setzte schlagartig bei Ende des Ersten Weltkrieges ein. Kurz vorher war der erste Band seines umfangreichen, mit dem Titel bald zum Schlagwort gewordenen Hauptwerkes erschienen, mit dem sein Name bis heute in erster Linie verbunden ist: *Der Untergang des Abendlandes*. Abgeschlossen hatte er das Manuskript in der ersten Fassung bereits kurz vor Kriegsausbruch, und als das Buch dann endlich nach Überwindung mannigfacher Schwierigkeiten erscheinen konnte, beschloß der Autor – der aus gesundheitlichen Gründen am Krieg nicht hatte teilnehmen können – das Vorwort zur Erstausgabe mit den Worten, er habe nur den einen Wunsch auszusprechen, „daß dies Buch neben den militärischen Leistungen Deutschlands nicht ganz unwürdig dastehen möge“.

Friedrich Meinecke: *Weltbürgertum und Nationalstaat*, München 1908.

Es kam indes alles ganz anders. Mit den militärischen Leistungen des deutschen Heeres war es seit dem November 1918, als der Krieg endgültig verloren war, erst einmal vorbei, und der Ruhm Spenglers stieg paradoxerweise – sozusagen in kontrafaktischer Bewegung – mit dem politischen Niedergang Deutschlands, das im Frühsommer 1919 den als Schande und Demütigung empfundenen Versailler Friedensvertrag akzeptieren mußte, immer weiter an. Die allgemeine Stimmung im Lande des Hauptverlierers des Ersten Weltkrieges verdüsterte sich in einer Weise, daß der Titel von Spenglers großem Werk von den Deutschen der damaligen Zeit gewissermaßen als die Losung der gegenwärtigen Weltstunde empfunden wurde: Der von dem Denker angekündigte Untergang des Abendlandes wurde mit dem Untergang Deutschlands gleichgesetzt.

Viele Assoziationen mögen hierbei mitgespielt haben. Spätestens seit Friedrich Meineckes berühmtem Buch *Weltbürgertum und Nationalstaat* von 1908 war den Deutschen die Tatsache ins Bewußtsein zurückgerufen worden, daß die deutschen Klassiker und die Vertreter des philosophischen Idealismus um 1800, allen voran Schiller und Fichte, die Deutschen als „Weltvolk“ angesehen hatten, als geistig führendes Volk in der Welt, das freilich – und das war entscheidend – diesen Ruhm *nicht* für sich allein erstrebte, sondern das seine geistigen Fähigkeiten vollkommen und

ausschließlich in den Dienst der Höherentwicklung der *gesamten Menschheit* stellte. Von den späteren nationalistischen Verengungen war hier noch keine Spur zu finden, doch die Selbstidentifikation der Deutschen mit dem Höhepunkt intellektueller Weltkultur wirkte lange nach. Auch noch später, gerade in der Zeit des Kaiserreichs, gab es nicht wenige Deutsche, von denen Deutschlands Hauptaufgabe in der Welt zuerst und vor allem in den Bereichen der Wissenschaft und der Kunst gesehen wurde. Der politische Niedergang des Landes nach dem Ende des Ersten Weltkrieges konnte aus diesem Grund umso umstandsloser mit dem Niedergang



Spenglers Grab auf dem Münchener Westfriedhof

der abendländischen, ja sogar der „weißen“ Welt überhaupt in Parallele gesetzt werden. Dieser Gedanke bot nicht nur die Möglichkeit, dem für die meisten deutschen Zeitgenossen nur schwer faßbaren Untergang des Kaiserreichs eine Art von „Sinn“ abzugewinnen, sondern es war in der Perspektive dieser Deutung nun ebenfalls möglich, die eigene Niederlage gewissermaßen metaphysisch und geschichtsphilosophisch zu überhöhen – eben indem man das Schicksal Deutschlands mit dem Schicksal des Abendlandes selbst identifizierte: Stirbt Deutschland, das Herz des Abendlandes, dann ist auch der Kontinent, der Kulturkreis als ganzer mit Notwendigkeit zum Untergang verurteilt.

Die Zeitumstände waren also für die allgemeine Aufnahme und Verbreitung von Spenglers Buch außerordentlich günstig; unmittelbar nach Erscheinen des ersten Bandes setzte eine außerordentlich intensive Rezeption dieses Werkes ein, das sehr bald schon in die wichtigsten Fremdsprachen übersetzt wurde. Mit einem Schlag stand der erst achtunddreißigjährige, bis dahin ganz unbekannte ehemalige Gymnasiallehrer und freie Schriftsteller Oswald Spengler im Mittelpunkt des damaligen intellektuellen Deutschlands. Es versteht sich, daß ein Werk von der intellektuellen Kühnheit des *Untergangs*, dessen Autor auch vor scheinbar gewaltsamen Konstruktionen zum Beleg seiner Hauptthesen nicht zurückschreckte, auch auf deutlichen Widerstand stieß. Eine Reihe der damals bekanntesten Fachgelehrten tat sich zusammen, um Spengler mannigfache, meist kleinere Fehler im Detail, manche Mißverständnisse und allerlei Gewaltsamkeiten in der Argumentation und Thesenbildung nachzuweisen – und in vielen Fällen hatten sie damit auch recht. Aber den weit ausgreifenden, aufs Ganze gehenden, überaus kühnen Entwurf einer *neuen Gesamtdeutung* der Weltgeschichte vermochten sie im Kern eben *nicht* zu erschüttern. Entweder konnte man ihn als Ganzes ablehnen, oder aber man mußte zugeben, daß Spengler zumindest einen diskussionswürdigen Entwurf vorgelegt hatte, dessen innerer Gehalt keineswegs so abwegig war, wie es auf den ersten Blick scheinen mochte. Hinzu kam ebenfalls die Tatsache, daß es unter den führenden deutschen Fachgelehrten nicht nur Kritik, sondern durchaus auch Zustimmung und Anerkennung gab – allen voran vom damals führenden deutschen Althistoriker, dem Berliner Ordinarius Eduard Meyer, Autor einer vielbändigen und weltberühmten *Geschichte des Altertums*.

Trotz allem blieb Spengler natürlich umstritten; der Zahl der Verehrer stand eine fraglos nicht weniger umfangreiche Zahl der Verächter gegenüber. Das hing nicht nur mit seiner immer noch sehr oft kritisierten Theorie der historischen Kulturen zusammen, sondern vor allem auch mit seinen politischen Schriften. Denn Spengler hat sich immer auch – die-

ser Aspekt seines Lebens und Werkes darf keinesfalls vergessen werden – als strikt politischer Autor gesehen. Er war aufgewachsen im Glanz des wilhelminischen Kaiserreichs, er war stolz auf sein Land, auf dessen politischen und wirtschaftlichen Aufstieg im 19. Jahrhundert und auf dessen beispielhafte Leistungen in den Bereichen Kultur und Wissenschaft, und er vertrat mit aller Entschiedenheit die Überzeugung, daß Deutschland eine Führungsrolle auch in der politischen Welt zukomme. Spengler war, das zeigen seine politischen Schriften in aller Deutlichkeit, ein von den Erfahrungen seiner Generation tief geprägter deutscher Nationalist.

Schon 1919 publizierte er seine erste große politische Schrift, deren Titel ebenfalls bald in den allgemeinen Sprachgebrauch übergang: *Preußentum und Sozialismus*. Er knüpfte an die bereits im Kaiserreich noch zur späten Bismarckzeit beschworene Tradition eines vermeintlich urpreußischen und damit auch deutschen „Staatssozialismus“ an, eines Sozialismus also, der (so seine Überzeugung) nicht von Marx, auch nicht von den Frühsozialisten, sondern von Friedrich Wilhelm I. „erfunden“ worden und von Bismarck auf seinen ersten Höhepunkt geführt worden sei. Spengler skizzierte von hier ausgehend den nach seiner Auffassung gangbaren Weg für einen künftigen deutschen Wiederaufstieg: Orientierung an einem starken, autoritär und korporativ, „wirtschaftssozialistisch“, agierenden Staat, – dagegen Kampf gegen das „innere England“, womit Spengler den politischen Liberalismus und den Parlamentarismus der soeben neu begründeten Weimarer Republik meinte. Dieses Konzept hat er, mit nur wenigen Veränderungen, auch noch später in weiteren seiner politischen Schriften vertreten, vor allem im *Neubau des Deutschen Reiches* von 1924.

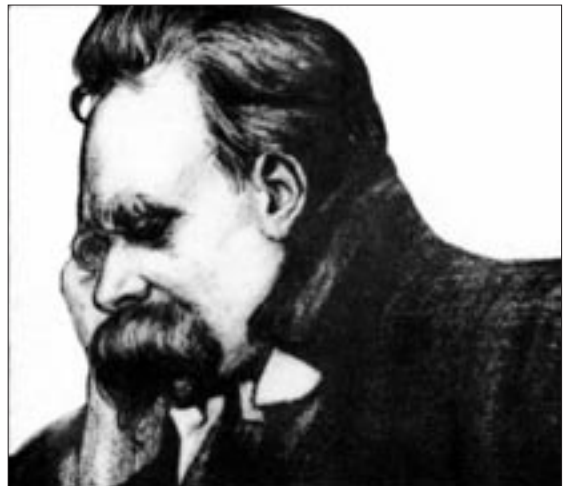
Spengler war also, dies ist klar zu sehen, Antidemokrat und entschiedener Gegner eines westlichen Parlamentarismus, und nicht nur dies stellt ihn in die nächste Nähe zu den Denkern der Konservativen Revolution. Wie die meisten anderen Vertreter dieser Denkströmung verachtete er die vermeintlich schwache Republik, und deren „Überwindung“ durch den Nationalsozialismus hat er anfangs durchaus begrüßt. Freilich war der Nationalsozialismus nicht unbedingt das, was er sich als neue politische Form für Deutschland erhofft hatte; als zeitweiliger Verehrer Mussolinis hätte er einen „gemäßigten“ Faschismus oder ein eher autoritäres System, wie es damals bereits in Portugal bestand, zweifellos bevorzugt. Über den Charakter des NS-Regimes machte er sich schon bald keine Illusionen mehr, und als einer seiner engsten Freunde, ein Münchner Musikkritiker namens Willi Schmid, im Zuge der Mordaktionen der SS am 30. Juni 1934 nur aufgrund einer Namensverwechslung umgebracht wurde, zog sich Spengler vollkommen ins Privatleben zurück. Die beiden letzten Jahre seines Lebens verbrachte der schwer herzkrankte Denker mit der Ausarbeitung einer völlig neuen Kulturtheorie, die er leider nicht mehr in die letzte von ihm gewollte Form bringen konnte. Immerhin sind die umfangreichen Fragmente, die sein Nachlaß enthält, außerordentlich beachtlich; sie zeigen, daß die denkerische Kraft, die Fähigkeit zur gedanklichen Synthese und der Wille zur geschichtsphilosophischen Gesamtdeutung bis zuletzt lebendig waren – den zunehmenden physischen Beschwerden korrespondierte jedenfalls kein geistiger Niedergang.

Spengler, der 1936 im Alter von nur sechs- und fünfzig Jahren starb, hat seinen Ruhm überlebt. Trotz aller nationalsozialistischen Polemik, die den vermeintlich ausschließlich „pessimistischen“ Untergangstheoretiker von der Agenda der politisch und weltanschaulich wichtigen Autoren zu streichen trachtete, wurde sein Werk weiterhin beachtet, und daran änderte sich auch in der zweiten Nachkriegszeit zuerst nichts. Der allgemeine geistige und politische Umbruch der 1960er Jahre jedoch brachte auch hier eine Wende. Zwar konnte ausgerechnet im Jahr 1968 die erste, von Anton Mirko Koktanek verfaßte umfangreiche Darstellung von Leben und Werk Spenglers erscheinen, doch die von diesem Forscher ebenfalls bereits vorher in den Jahren 1965 und 1966 edierten beiden Nachlaßbände

Karlheinz Weißmann:
Der Nationale Sozialismus
1890–1933, München
1998.

Oswald Spengler: *Urfragen*,
hrsg. von Anton M.
Koktanek, München 1965.

*mehr als Nietzsches kluger
Affe; Nietzsche nach einer
Radierung von Karl Bauer*



„Urfragen“ und „Frühzeit der Weltgeschichte“ wurden nur noch wenig beachtet. Man entdeckte, im Gegenteil, die eigentlich längst vergessenen politischen Schriften neu und vermochte den Denker nun in die Reihe derjenigen zu stellen, denen man die Schuld am Niedergang der ersten deutschen Demokratie zuschob: auch Spengler wurde, wie Moeller van den Bruck, Schmitt, Jünger, Jung und viele andere, jetzt zuerst als einer der „antidemokratischen Denker“ in der Weimarer Republik identifiziert.

Obwohl er – das ist nicht im mindesten zu leugnen oder auch nur zu relativieren – in diese Reihe zweifellos gehört, überdeckte und überdeckt noch heute die Stigmatisierung dieses Autors zugleich den Rang seines kulturphilosophischen Gesamtwerks. Vor allem wurde hierdurch eine intensive Rezeption und Auseinandersetzung mit seinem aus dem Nachlaß herausgegebenen Spätwerk im Grunde fast vollkommen blockiert; die intellektuelle Welt und auch die Wissenschaft nahm es, von einigen Ausnahmen abgesehen, einfach nicht zur Kenntnis. Nur wenige Forscher – vor allem ausländische Gelehrte wie der französische Germanist und Spenglerexperte Gilbert Merlio – haben sich der Analyse und Deutung dieser (zugegebenermaßen nicht besonders leicht zugänglichen) Textfragmente gewidmet.

Frägt man nun aus der Perspektive der Gegenwart nach demjenigen, was von Spengler und seinem Werk heute noch geblieben ist, dann sind in erster Linie zwei Hauptaspekte zu nennen, ein geschichtsphilosophischer und ein politischer. Der erste – der geschichtsphilosophische oder kulturtheoretische – betrifft das Spätwerk Spenglers. Die beiden von Koktanek vor nunmehr fast vier Jahrzehnten edierten Bände „Urfragen“ und „Frühzeit der Weltgeschichte“ sind längst vergriffen und fast vergessen. Das sollte und könnte sich ändern, denn schon ein flüchtiger Blick in diese Bände zeigt, daß Spengler, trotz der offenen, aphoristischen Form, die er (im Anschluß an Nietzsche) in seiner Spätzeit bevorzugte, um eine neue Geschlossenheit seiner Kulturtheorie bemüht war, daß er bestrebt gewesen ist, die damals neuesten Resultate vor allem der archäologischen, der vor- und frühgeschichtlichen und der althistorischen Forschung in seine Überlegungen mit einzubeziehen. Es ist deshalb durchaus kein Zufall, daß seine allerletzte zu Lebzeiten erschienene Veröffentlichung in einer Fachzeitschrift erschienen ist – ein Aufsatz mit dem Titel *Zur Weltgeschichte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends*.

Der Denker hat in seinen letzten Lebens- und Schaffensjahren intensivste Anstrengungen unternommen, seine frühere Theorie der sich monadisch voneinander abschließenden, aufblühenden und absterbenden, insgesamt neun Hochkulturen zwar nicht grundlegend zu revidieren, aber doch gewissermaßen „nach unten“ neu zu untermauern, also exakter zu fundieren. Spengler ging dabei weit in die Urgeschichte zurück. Er unterschied jetzt vier verschiedene Kulturstufen (die er, im Gegensatz zu seiner früheren Darstellungsweise nun ganz prosaisch als die aufeinander folgenden Stufen „a“ bis „d“ bezeichnete): Zuerst das viele Jahrzehnttausende umfassende *Altpaläolithikum*, das den Menschen auf seiner noch tierhaften Existenzstufe zeigt, sodann (b) das *Jungpaläolithikum*, umgreifend die Zeit vom 20. bis zum 6./7. vorchristlichen Jahrtausend, das er bereits als ein Zeitalter „dumpfmenschlicher“ Empfindung und eines rudimentären Selbstbewußtseins erkannte. Es folgt (c) die Zeit des *Neolithikums* (6. bis 3. Jahrtausend), die historische Epoche der beginnenden „Menschwerdung“, der Selbsthaftigkeit, der erstmaligen Ausprägung und Sichtbarwerdung von „Einzelkünsten“ und persönlich sich abhebenden Talenten. Erst die vierte Stufe (d) umfaßt jetzt dasjenige, was Spengler erst eigentlich als „*Weltgeschichte*“ bezeichnet, also die Zeit seit dem Beginn der jeweils etwa ein Jahrtausend andauernden alten und neueren „Hochkulturen“.

Was also bleibt von Spengler? – um diese Frage noch einmal zu stellen: Immerhin eine in ihrer Bedeutung noch kaum ausgewertete und ausgeleuchtete Theorie der historischen Kulturstufen, die ihr Urheber mit einer Fülle von Daten, Fakten, aber auch intensiver und tief in die Materie eindringender Reflexionen untermauert hat. Die historische Forschung – geschweige denn die universalhistorisch ausgreifende Geschichtsdeutung – hat sich noch so gut wie gar nicht hiermit auseinandergesetzt. Die Fülle der Gedanken und Ideen hierzu, von denen überhaupt erst ein kleiner Teil aus dem sehr umfangreichen Nachlaß Spenglers veröffentlicht worden ist, sind in ihrer Bedeutung ganz offensichtlich bisher übersehen worden. Es

Anton Mirko Koktanek
(Hrsg.): *Spengler-Studien. Festgabe für Manfred Schröter zum 85. Geburtstag*, München 1965.

Gilbert Merlio: *Oswald Spengler – Témoin de son temps*, 2 Bde, Stuttgart 1982.

bleibt heute nur abzuwarten, ob sich dies einmal ändern wird. Ein lohnendes Unternehmen wäre es auf jeden Fall.

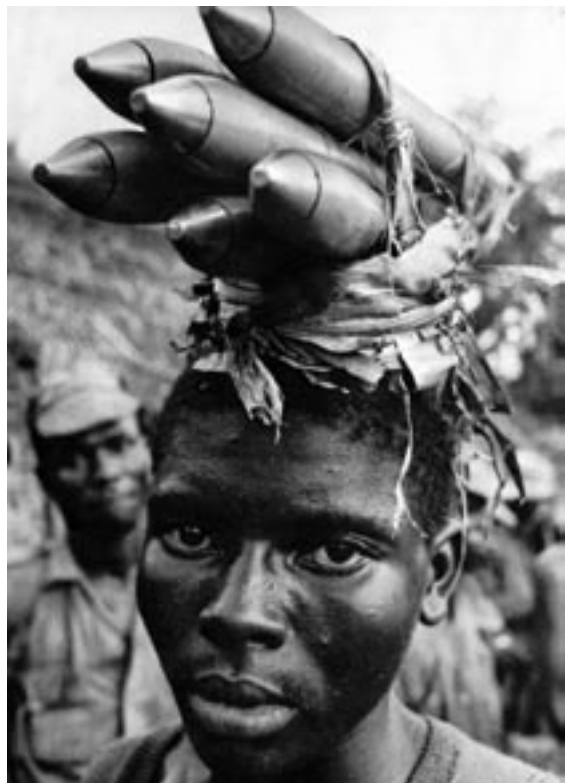
Der zweite Hauptaspekt der Frage nach der Aktualität Spenglers richtet sich auf die politische Dimension seines Werkes. Damit sind heute nicht mehr die in der Tat sehr zeitbedingten – und damit in ihren Kernaussagen weitgehend überholten – politischen Schriften im engeren Sinne gemeint, sondern in erster Linie die *weltpolitischen* Aspekte seiner späteren Überlegungen, die er, ausgehend von den Grundannahmen seiner Kulturtheorie, in seiner Spätschrift *Jahre der Entscheidung* von 1933 wenigstens ansatzweise formuliert hat (denn ein angekündigter zweiter Band dieses letzten seiner Bücher ist niemals erschienen). Auch die *Jahre der Entscheidung* sind ein hartes, kompromißlos argumentierendes, sich durch einen fast brutalen Realismus auszeichnendes Werk, eine Schrift, die den politischen Nerv der Zeit treffen wollte und auch getroffen hat. Aufschlußreich zur Rekonstruktion der politischen Überzeugungen des späten Spengler ist die hier lediglich ansatzweise sichtbar werdende, in der Formulierung nur vorsichtig angedeutete, in der Sache aber unübersehbar deutliche Distanzierung vom Nationalsozialismus, besonders von der Rassentheorie. Dem vom NS-Regime verordneten Geschichtsoptimismus (etwa die Idee eines soeben neu anbrechenden „germanischen Zeitalters“ und dergleichen) hat Spengler in seinem letzten Buch eine fast höhnische Abfuhr erteilt, die freilich nur derjenige zur Kenntnis nehmen konnte, der zwischen den Zeilen zu lesen verstand.

Zwei Thesen stellt der Denker auf. Die erste: Mit dem Ende des Weltkrieges 1918 hat eine fundamental neue weltgeschichtliche Epoche begonnen. Die bis 1914 vollkommen unangefochtene Führung der abendländischen Mächte – und damit auch die Dominanz der abendländischen Kultur überhaupt – wird in immer stärkerem Maße in Frage gestellt; das alte Europa hat sich selbst mit diesem Krieg fundamental geschwächt, so daß eine allgemeine Umschichtung der politischen Kräfteverhältnisse auf dem Globus begonnen hat, deren Zielrichtung und Ergebnis noch keineswegs abzusehen sind. Neue Mächte beginnen aufzusteigen: Nicht nur die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind endgültig in das Kartell der Weltmächte eingetreten, auch die bolschewistische Sowjetunion schickt sich an, in das Spiel der machtpolitischen Entscheidungen einzugreifen. – Und die zweite These: Mit dem Sieg der Bolschewisten in der Sowjetunion hat die „weiße Weltrevolution“ begonnen, deren Ende ebenfalls noch nicht abzusehen ist. Diese soziale Revolution, die Erhebung der Unterprivilegierten gegen die bisherigen gesellschaftlichen und ökonomischen Führungsschichten, ist ein Vorgang, der sich, so Spengler, in naher Zukunft noch weiter fortsetzen und der vollends unabsehbare Folgen nach sich ziehen wird, wenn sich künftig einmal die „weiße“ mit der „farbigen Weltrevolution“ verbündet, also mit dem eben beginnenden Aufstand der von den Weißen bis dahin noch beherrschten afrikanischen und asiatischen Völker gegen ihre Kolonialherren.

Gegen die drohende „Gefahr der Verständigung zwischen den Farbigen und dem weißen Proletariat“ sah Spengler keine andere Möglichkeit (er deutet sie allerdings nur vorsichtig an), als den Zusammenschluß der weißen Völker zu gemeinsamer Aktion, um die eigene weltbeherrschende Stellung zu retten, damit auch den immer noch andauernden Vorrang des Abendlandes wenigstens für ein oder zwei Jahrhunderte zu sichern. In diesem Zusammenhang ist daran zu erinnern, daß Spengler den „Untergang“ des Abendlandes noch keineswegs als solchen konstatierte, sondern nur für die Zukunft prognostizierte. Dem in der Tat bereits sichtbaren langsamen Erlöschen der geistigen und künstlerischen Kräfte Europas und seiner Ableger stellte er die immer noch andauernden schöpferischen Fähigkeiten im Bereich der modernen Technik

Oswald Spengler: *Jahre der Entscheidung*, München 1933.

Die Erhebung der farbigen Völker; Munitionstransport im Biafrakrieg



entgegen. Hierin werde Europa, davon war der Denker überzeugt, noch lange Zeit einen unaufholbaren Vorsprung besitzen. Aber eben nur dann, wenn die Gefahr einer Überwältigung durch die „weiße“ und die „farbige Weltrevolution“ und einer allzu raschen Aneignung der modernen Technik durch die außereuropäischen Völker rasch erkannt – und wenn eben diese Gefahr mit entschlossen durchgeführten Gegenmaßnahmen bekämpft werde.

Auf den ersten Blick erscheint auch dieses Szenario, das Spengler in seinem letzten Buch entworfen hat, als überholt. Auf den zweiten Blick aber zeigt sich, daß seine Prophezeiung einer kommenden globalpolitischen Konfrontation, die sich vor allem an der Linie der kulturellen Differenz abspielen werde, keineswegs abwegig gewesen ist – im Gegenteil. Zuerst einmal hat er darin recht behalten, daß sich – sogar nach dem Ende der Ost-West-Spaltung und des Kalten Krieges – eben keine „einheitliche“ Welt, kein Weltstaat, kein „ewiger Frieden“, auch keine kulturell nivellierte, „amerikanisierte“ Einheitswelt herausgebildet hat, trotz aller ökonomischen „Globalisierung“. Das „Ende der Geschichte“, die Auflösung historischer Existenz im Zuge eines universal agierenden Liberalismus, ist bis heute tatsächlich ausgeblieben. Die von Nietzsche prophezeiten „letzten Menschen“, die „in der Sonne blinzeln“ und sagen „Wir haben das Glück erfunden“, sind – obwohl dieser Typus sich in den 1990er Jahren hier und da bereits anzukündigen schien – noch nicht auf der Bildfläche der Gegenwart erschienen. Die fundamentalen kulturellen Differenzen zwischen den verschiedenen Kulturkreisen bestehen weiterhin mit unverminderter Schärfe fort, vor allem zwischen der europäisch geprägten und der islamischen Welt. Und es sieht nicht so aus, als ob sich daran in absehbarer Zukunft etwas ändern sollte.

Das bedeutet aber: Der entscheidende Faktor der heutigen Weltpolitik ist und bleibt vorerst die *Tatsache der kulturellen Fragmentierung der Welt* und der sich daran anschließenden politischen Konflikte. Wie immer man die Ursachen dieser Konflikte auch deuten mag: als Konfrontation eines religiös-kulturellen „Fundamentalismus“ mit der „aufgeklärten Welt“ des Westens oder doch wohl treffender (und zugleich neutraler) als „Zusammenstoß der Kulturen“ – es handelt sich um ein Faktum, das Spengler vor mehr als sieben Jahrzehnten bereits präzise vorausgesehen und wenigstens in seinen Umrissen beschrieben hat, freilich mit den Begriffen seiner damaligen Gegenwart und unter Bezugnahme auf die seinerzeit unmittelbar drängenden Zeitprobleme. Was man von Spengler auch heute noch lernen kann, was also von seinem politisch-publizistischen Werk bleibt, das ist die *Einsicht in die Unhintergebarkeit und auch in die Unüberwindbarkeit der Konflikthaltigkeit der politischen Existenz des Menschen*. Solange Menschen unterschiedlichen Kulturen angehören und sich dessen auch bewußt sind, so lange wird es keine Einheitswelt geben, so lange wird es Konkurrenzkämpfe und in der Regel auch gewaltsame Konflikte zwischen den Angehörigen der verschiedenen, miteinander konkurrierenden Kulturkreise geben.

Denn auch das hat Spengler gelehrt: Zwei Kulturen mögen sich noch so sehr annähern – eine letzte, unüberwindbare Schranke bleibt *immer* bestehen. Das vermeintlich allen gemeinsame „Menschliche“ kommt nur dort zum Tragen, wo es um die „Natürlichkeit“ des Menschen geht. Kommt die „Kultur“ ins Spiel, dann beginnt der Konflikt, weil Kulturen jeweils zeitlich und räumlich gebunden, daher grundsätzlich verschieden sind und letztlich fundamental voneinander differieren. Daraus folgt nun keineswegs zwingend, daß es für alle Zukunft eine agonale, eine „kriegerische“ Welt geben muß, daß die Menschen, so lange sie existieren werden, sich immer wieder gegenseitig zu vernichten trachten. Aber daraus folgt, daß es Frieden und Eintracht, wenn überhaupt, nur in der von allen gemeinsam erkannten und bewußt ausgehaltenen, bewußt akzeptierten *Differenz* geben wird. Hierin liegen die Grenzen des Universalismus und erst recht diejenigen der „Globalisierung“. Und darin liegt auch die Unmöglichkeit des Verzichts auf „Politik“, auch des Verzichts auf „Weltpolitik“ in einem durchaus traditionell gemeinten Sinn. Noch für unsere Gegenwart gilt unverändert – vielleicht mehr denn jemals zuvor – die Warnung, die Spengler in den *Jahren der Entscheidung* formulierte: „Der Verzicht auf Weltpolitik schützt nicht vor ihren Folgen“.

Spengler und die Konservative Revolution

von Karlheinz Weißmann

In seiner Spectator-Kolumne wies Ernst Troeltsch 1919 als einer der ersten auf Spenglers *Untergang des Abendlandes* hin. Er nannte das Werk eine „wirklich große Denkerleistung, vermutlich das bedeutendste Buch, das während des Weltkrieges geschrieben worden ist“. Er bezog sich auch auf den Publikumserfolg, hielt ihn aber für sekundär gegenüber der Tatsache, daß hier eine Deutung der Gegenwart vorgelegt wurde, die nicht auf die deutsche Lage verengt war, sondern ins universale, auch ins universalhistorische geweitet.

Die Begeisterung Troeltschs hatte keine Dauer, und als nach seinem Tod die ursprünglich im *Kunstwart* erschienenen Texte neu veröffentlicht wurden, ließ man die Betrachtungen zum *Untergang* aus. Die Situation hatte sich dramatisch verändert. Was im von Troeltsch so genannten „Traumland der Waffenstillstandsperiode“ an Illusionen über den Fortgang der politischen Entwicklung denkbar gewesen sein mochte, war erledigt. Spengler hatte Teil an jener „Welle von rechts“, die nach dem Bekanntwerden der Bedingungen des Versailler Vertrags das Land überflutete, und von der Troeltsch fürchtete, daß sie die neue Ordnung unter sich begraben werde.

Wenn einem Liberalen wie Troeltsch die politische Zuordnung Spenglers anfangs nicht ganz deutlich war, so teilte er seine Ahnungslosigkeit mit vielen, auch und gerade jenen, die nach dem Ende des Kaiserreichs an konservativen oder nationalistischen Positionen festhielten. Auffallend ist das Fehlen von Besprechungen des *Untergangs* in Zeitschriften der „alten“ (*Süddeutsche Monatshefte*) wie der „neuen Rechten“ (*Deutsches Volkstum*). Die traditionsreiche *Konservative Monatschrift* brachte erst mit deutlicher Verzögerung – Mitte 1920 – einen Beitrag, der sich außerordentlich kritisch zeigte, und *Der weiße Ritter*, das Organ der im

Armin Mohler und Karlheinz Weißmann: *Die Konservative Revolution in Deutschland 1918-1932*. Ein Handbuch, Graz 2005 (im Erscheinen).

Entstehen begriffenen Bündischen Jugend, reagierte mit Verständnislosigkeit. Am aufschlußreichsten war vielleicht das Verhalten der Redaktion der *Tat*, die im Juli 1919 eine umfassende und tief eindringende Rezension Hans Freyers veröffentlichte, sich dann aber gezwungen sah, zwei Jahre später eine Art Widerruf aus der Feder Herbert Bohnstedts folgen zu lassen. Bohnstedts Argumentation erreichte nirgends das Niveau derjenigen Freyers, markierte aber mit der Ablehnung von Spenglers Untergangsprognose und der Hoffnung, es werde vom „deutschen Genius“ wie vom „deutschen Menschen“ die umfassende Erneuerung der Kultur ausgehen, eine typische Tendenz. Man empfand in Kreisen der „nationalen Opposition“ die Analyse Spenglers allzu bitter und neigte der bequemeren Auffassung zu, daß der Wiederaufstieg Deutschlands durch eine so hoffnungslose Lehre behindert werde.

Dabei wurde selten ausgelotet, was Spengler eigentlich mit „Untergang des Abendlandes“ gemeint hatte, nämlich das zwangsläufige Ende, das Erstarren einer bestimmten, das heißt der in West- und Mitteleuropa seit dem Mittelalter entstandenen Kultur. Diese Kultur hatte nach Spengler wie viele andere vor ihr Phasen eines schöpferischen Anfangs und einer schöpferischen Blüte – die Zeit der „Kultur“ im eigentlichen Sinne – erlebt und ging seit dem 19. Jahrhundert in eine „Zivilisation“ über, deren Schicksal zunehmende Sterilität war. Spenglers Morphologie unterschied von anderen Geschichtsphilosophien, die einen notwendigen Verfallsprozeß annahmen, das Bemühen, die strenge Gesetzmäßigkeit des Vorgangs nachzuweisen, indem auf genau parallele Entwicklungen in anderen Hochkulturen hingewiesen wurde. Was dabei eine große Zahl der Leser verstörte, war seine Forderung, das Notwendige nicht nur zu akzeptieren, sondern im Sinne von Nietzsches *amor fati* anzunehmen.

Als der erste Band des *Untergangs* im September 1918 erschien, hatte Spengler noch an den deutschen Sieg geglaubt. Er schrieb sein Buch in der Erwartung, daß es eine Orientierungshilfe für die militärische und politische Elite des Reiches sein würde bei der Neuordnung Europas und der Vorbereitung auf zukünftige Konflikte, die Spengler für unvermeidbar hielt. Niederlage und Zusammenbruch trafen ihn überraschend, haben ihn aber nicht dazu gebracht, seine Prognosen für die Zukunft abzuändern: Aufstieg der Wirtschaft zum bestimmenden innenpolitischen Faktor und mit ihr der Demokratie, deren allmähliche innere Aushöhlung, Zerfall der ständischen Ordnung und der Nationen, Bildung neuer Imperien, die in großen Kriegen gegeneinander antreten würden.

Spengler verwahrte sich mehrfach dagegen, daß seine Anschauung der Geschichte „pessimistisch“ sei. Er wollte seine Sichtweise nicht als



Aufforderung zur Resignation, sondern als Appell zum stoischen Aus-harren in der gegebenen Lage und zum Verfolgen von „greifbaren histo-rischen Zielen“ verstanden wissen. Diese Aufgabe der eigenen Zeit hat Spengler ausdrücklicher im zweiten Band des *Untergangs* thematisiert, der allerdings erst im März 1922 erschien und sich mit der Entwicklung der europäischen Geschichte und den Grundlagen aller Politik befaßte.

An zentraler Stelle kam Spengler hier auf den „Cäsarismus“ zu spre-chen, in dem sich „...die Heraufkunft formloser Gewalten“ abzeichne, die weder auf Tradition noch auf Aristokratie gestützt, nur auf Einschüch-terung und den persönlichen Fähigkeiten des Herrschers beruhen würden. Spengler verglich diesen „Cäsarismus“ der europäischen Endzeit mit der frühgriechischen Tyrannis und der Machtausübung eines Sulla, führte aber neben Beispielen aus der antiken auch solche aus der chinesischen Geschichte an und behauptete, daß diese Herrschaftsform zur „endgülti-gen politischen Verfassung später Zivilisationen“ gehöre.

Mit der Annahme, daß sich der Cäsarismus allein auf Brutalität und die Sympathie der Massen stütze und faktisch zu einer Reprimitivierung des politischen Lebens führe, stand Spengler in der Überlieferung älterer konservativer Deutungen. Doch überwog für ihn zuletzt – bei aller Ambi-valenz – die Wahrnehmung der Möglichkeiten, die nach einer Phase der Egalisierung und Demokratisierung dem „großen Tatsachenmenschen“, dem „großen Einzelnen“, geboten würden. Denn die Cäsaren waren auch die letzten „Menschen von Rasse“, die, wenn schon nicht die Nationen, so doch ihre Gefolgschaft „in Form“ bringen, den Parlamentarismus samt der dazugehörigen „Diktatur des Geldes“ beseitigen und durch den „Her-renwillen“ und einen kriegerischen „Sozialismus“ ersetzen konnten.

Spengler sah in einem solchen Sozialismus die letzte Möglichkeit des „In-Form-Seins“ für die geschlagenen Deutschen. Schon einem Brief von Ende Dezember 1918 ist zu entnehmen, daß er, der aus seiner Verehrung des Kaisers und der alten Führungsschicht nie ein Hehl machte, keine Re-stauration im eigentlichen Sinn, sondern einen „preußischen Staatssozia-lismus“ wünschte, der vom konservativen Adel einerseits – „nachdem er von jeder feudal-agrarischen Enge gereinigt ist“ – und vom einfachen Volk andererseits – „nachdem es sich von der anarchisch-radikalen ‚Masse‘ durch Ekel und Selbstgefühl abgesondert hat“ – getragen werden sollte.

Damit war umrissen, was Spengler ein Jahr später in seiner Schrift *Preußentum und Sozialismus* ausführlicher entwickeln sollte: die Vorstel-lung von der preußischen Überlieferung als Basis eines neuen Römertums, das die notwendige Härte haben würde, um in der Zukunft ein deutsches Imperium zu schaffen. Spengler hat behauptet, daß von diesem Buch „die

Constantin Frantz: *Masse oder Volk*, hrsg. von Gün-ter Maschke, Wien und Leipzig 1990.

Oswald Spengler: *Politische Schriften*, München 1933.



Wer spricht von siegen; Les Vainqueurs, Gemälde von Georges Leroux, 1919

nationale Bewegung ihren Ausgang genommen habe“. Tatsächlich fand *Preußentum und Sozialismus* eine außerordentliche Verbreitung – bis 1932 erschienen fast achtzigtausend Exemplare – und gewann einen erheblichen Einfluß auf das Denken der jungen Generation. Das hing einmal damit zusammen, daß nicht das Niveau der Argumentation von Spenglers *Untergang* vorausgesetzt wurde, es erklärte sich aber auch durch die Handlungsperspektive, die Spengler hier eröffnete und das Zurücktreten jenes Fatalismus, den die Lektüre des *Untergangs* – wenngleich von Spengler nicht gewollt – auslöste.

Spengler wirkte mit seinen politischen Schriften vor allem auf die Teile der Intelligenz, die man dem Kern der Konservativen Revolution zurechnen kann. So hielt er Kontakt zu einer Gruppe von Publizisten um Heinrich von Gleichen, Eduard Stadtler und Moeller van den Bruck, die in Berlin den „Juni-Klub“ gebildet hatten. Spengler selbst nahm regelmäßig an Veranstaltungen des Münchener Juni-Klubs teil, den der Historiker Karl Alexander von Müller leitete. Allerdings war diese Verbindung nicht von Dauer. Das lag in erster Linie an dem intellektuellen Führungsanspruch, den Spengler erhob und der von Moeller van den Bruck zurückgewiesen wurde. Moeller war der *spiritus rector* des Juni-Klubs und lieferte ihm die wichtigsten Schlüsselvorstellungen. Fast alle zentralen Ideen des später so genannten Jungkonservatismus hatte er formuliert. Die Bezeichnung dieser Denkfamilie enthielt selbst schon einen Hinweis auf die für Moeller entscheidende Idee: die „ewige Wiederanknüpfung“.

Moeller van den Brucks
Geschichtsphilosophie.
Drei Texte, hrsg. von Michel
Grunewald, Frankfurt
a.M. 2001.

Was die Vorstellungen Moellers und Spenglers auf den ersten Blick unterscheidet, war der größere Optimismus hier, die größere Skepsis dort. Anders als Spengler hatte Moeller zu den scharfen Kritikern des Wilhelminismus gehört und trauerte der Monarchie nicht nach, er wollte, „die Revolution gewinnen“. Er hielt eine Regeneration durchaus für möglich und behauptete, die Zukunft werde den „jungen Völkern“ gehören. In einem im Frühjahr 1919 veröffentlichten Buch *Das Recht der jungen Völker* gab er sich überzeugt, daß Deutschland dem Schicksal des „Alexandrinertums“ entgehen könne und seine Weltaufgabe noch vor sich habe.

Ob es sich bei dieser Wendung schon um eine Polemik gegen Spengler handelte, ist nicht mehr festzustellen. Allerdings hat sich Moeller seit 1920 in mehreren Texten gegen Spengler gewandt. So hieß es in einem Aufsatz, daß die Besiegten nach dem Ende des Krieges vor einer „doppelten Möglichkeit“ stünden, entweder in den allgemeinen Zusammenbruch hineingerissen zu werden oder sich ihre Lebenskraft zu bewahren. Das eigentümliche an Moellers Argumentation war dann, daß er die erste dieser „Möglichkeiten“ gar nicht ernsthaft in Erwägung zog, sondern erklärte: „Die jungen Völker werden infolge ihrer Niederlage keinen Teil an der politisch-imperialistischen Vollendung der europäischen Zivilisation haben. Aber sie werden durch ihre Niederlage auch dem Schicksal dieser Zivilisation entrückt sein.“

Es war der in diesen Sätzen zum Ausdruck kommende Voluntarismus, der ihn deutlich von Spengler schied. In anderer Hinsicht gab es zwischen beiden durchaus Gemeinsamkeiten – was die Potenz Rußlands oder die zukünftige Rolle der USA betraf, was den Antiliberalismus oder die Notwendigkeit eines „deutschen Sozialismus“ anging –, aber dem düsteren Pathos des Schicksalhaften konnte Moeller wenig abgewinnen. Sein Nationalismus setzte die fast unerschöpfliche Kraft der Völker zum Neuanfang voraus. Demgegenüber traten auch alle theoretischen Erwägungen in den Hintergrund. So, wenn Moeller anders als Spengler die Einheit der Menschheit als Gegenstand der Geschichte behauptete und eine an Herder erinnernde Vorstellung vom Widerspiel zwischen Aufstieg und Niedergang gegen die These von der zwangsläufigen Dekadenz setzte.

In einer großen Auseinandersetzung mit dem *Untergang*, die im Juliheft der *Deutschen Rundschau* erschien, erwog Moeller noch einmal das „Für und wider Spengler“ und konzidierte Spengler, daß er mit seiner Kritik des geschichtsphilosophischen Rationalismus und der westlichen Fortschrittsidee eine „Wahrheit“ entdeckt habe, und die sei „wie jede Wahrheit ... eine Wohltat“, aber dieses Lob blieb doch schwach gegenüber dem Tadel, Spengler löse „... die Probleme nicht, die er aufwirft“.

Man kann den Text Moellers eigentlich nicht anders denn als klare Absage an Spengler lesen, vielleicht ausgelöst durch eine persönliche Begegnung zwischen beiden im Frühjahr 1920, die mit der Feststellung

unüberbrückbarer Differenzen endete. Spengler blieb zwar noch bis 1923 im Münchener Juni-Klub aktiv und unterstützte auch die Versuche Rudolf Pechels, Einfluß auf den Berliner Zirkel zu gewinnen, aber dann ging er enttäuscht auf Distanz. Das wurde ihm dadurch erleichtert, daß er sich als „Tatsachenmenschen“ betrachtete, der die beschränkte Wirksamkeit von Debattiervereinen überschaute. Allerdings waren seine Versuche, auf anderen Wegen und unmittelbar politischen Einfluß zu nehmen, erfolglos. Bezeichnend ist das Ergebnis eines Gesprächs, das er am 20. September 1923 mit dem Chef der Heeresleitung, von Seeckt, führte, und das damit endete, daß der ihn zum „politischen Narren“ erklärte, während Spengler in dem General, der die verschärfte Lage nicht zum Staatsstreich nutzen wollte, nur einen „Opportunisten“ erkannte.

Das Scheitern des „Marschs auf Berlin“ im Herbst dieses Jahres – nicht unter Hitlers Führung, sondern der eines bürgerlich-konservativen „Direktoriums“ – führte dazu, daß Spengler sich wieder auf das Feld der geistigen Tätigkeit zurückzog, ohne dabei seinen nationalpädagogischen Anspruch aufzugeben. Das wurde besonders deutlich an seiner berühmten Rede über „Politische Pflichten der deutschen Jugend“, die er am 26. Februar 1924 in Würzburg vor Studenten hielt. An demselben Tag hatte in München der Prozeß gegen Hitler begonnen, und Spengler nutzte die Gelegenheit zu einer Generalkritik des vaterländischen „Rausches“, dem die Sympathie seiner Hörer galt: „Es gibt Tugenden für Führer und Tugenden für Geführte. Auch zu den letzten gehört, daß man Wesen und Ziele echter Politik begreift – sonst tragt man hinter Narren her und die geborenen Führer gehen einsam zugrunde.“

Spengler hielt Mussolini für einen solchen „geborenen Führer“, aber er konnte in Deutschland keinen Mann vergleichbaren Formats erkennen. An seiner Verachtung Hitlers hielt er immer fest, während der seinerseits mehrfach die Formel „Untergang des Abendlandes“ zurückwies. Die Nationalsozialisten warfen Spengler aber vor allem vor, daß er die zentrale Bedeutung des Begriffs „Rasse“ nicht anerkennen wollte oder „Rasse“ als ein in erster Linie geistig, nicht biologisch gemeintes „In-Form-Sein“ begriff. Dazu kam noch das, was die Nationalsozialisten als „fatalistisch“ betrachteten. Alfred Rosenberg etwa, erkannte Verdienste Spenglers für die „Bewegung“ durchaus an und wies auf zahlreiche Übereinstimmungen in den praktischen Forderungen hin, behauptete in seinem *Mythus des XX. Jahrhunderts* aber, daß der Nationalsozialismus außerhalb der von Spengler erfaßten Realitäten stehe: man könne ihn nicht als ein „historisch Gewordenes“ betrachten, es handele sich um eine „geschichtsbildende Kraft“ aus eigenem Recht.

Die Polemik Rosenbergs ähnelt vordergründig der Moellers, unterschied sich aber doch in der Bejahung des „Fortschritts“, ein Begriff, den auch Hitler regelmäßig in einem ganz positiven Sinn verwendete. Sie zeigte insofern größere Gemeinsamkeiten mit der Haltung der Völkischen zu Spengler, die von Anfang an zu seinen schärfsten Gegnern gehörten. So hatte Houston Stewart Chamberlain schon 1922 im Vorwort zur Neuauflage der *Grundlagen des XIX. Jahrhunderts* geschrieben: „Darum kann es keine unglücklichere Losung geben als die, welche der innere Feind gerade in diesem Augenblick, wo wir alle Kraft des Glaubens benötigen, in Umlauf gesetzt hat, die Parole von dem ‚Untergang des Abendlandes‘. Mit dem Worte ‚Abendland‘ soll der Rassengedanke untergraben, und mit dem Worte ‚Untergang‘ alles Hoffen abgeschnitten werden.“ Chamberlain galt in völkischen Kreisen als eine Art „Anti-Spengler“, und seine Prophezeiung, daß Deutschland beziehungsweise die germanische Rasse „erst am Morgen seines großen Tages“ stehe, fand in diesem Lager ungleich größeren Beifall als die Thesen Spenglers.

Aufs Ganze gesehen muß man feststellen, daß Spengler überhaupt nur in einer Gruppe der Konservativen Revolution auf grundsätzliche Zustimmung hoffen konnte, und das waren die Nationalrevolutionäre. Unter Jungkonservativen, auch wenn sie wie Wilhelm Stapel oder Edgar



Die Zivilisation gestalten; das von Fritz Höger erbaute Chilehaus in Hamburg, Zeichnung von A. Paul Weber, 1930

Frits Boterman: Oswald Spengler und sein „Untergang des Abendlandes“, Köln 2000.

Frank-Lothar Kroll: *Utopie als Ideologie. Geschichtsdanken und politisches Handeln im Dritten Reich*, zuletzt Paderborn 1999.

Rolf Peter Sieferle: *Die konservative Revolution. Fünf biographische Skizzen*, Frankfurt a.M. 1995.

Julius Jung nicht zur „Berliner Schule“ gehörten, blieb es bei allgemein gehaltenen Respektsbekundungen. Dagegen fanden sich früh einige aus dem Kreis des „Soldatischen“ oder „Neuen Nationalismus“, die über das Unverbindliche hinausgingen. Erhalten geblieben sind Briefe von Helmut Franke und Franz Schauwecker an Spengler, es fehlen allerdings solche von Albrecht Erich Günther, der wahrscheinlich zu den entschlossensten Verfechtern eines „spenglerschen“ Wegs gehörte.

Günther hatte sich nach dem Ersten Weltkrieg und der Teilnahme an den Freikorpskämpfen zuerst auf einen radikalen Nationalbolschewismus zubewegt, dann aber eine Korrektur vollzogen. 1926 war er neben Stapel in die Schriftleitung des *Deutschen Volkstums* eingetreten. Anders als der in vielem noch den Vorkriegstraditionen verhaftete Stapel neigte Günther zum Bruch mit Überlieferungen und war skeptisch gegenüber den üblichen konservativen Affekten. So veröffentlichte er einen stark diskutierten Aufsatz unter der bezeichnenden Überschrift „Zivilisation“. Er plädierte hier unter ausdrücklichem Bezug auf Spenglers *Preußentum und Sozialismus* für einen organisatorischen – wie er ihn nannte: „kategorischen“ – Sozialismus. Vor allem aber ging es ihm um den Abschied von aller „Kultursentimentalität“: „Wie die Jahrtausende alte Einsicht in unsere individuelle Sterblichkeit die Tatkraft des Menschen nicht gemindert, sondern ihre verantwortliche Anspannung begründet hat, so bewirkt die Überzeugung von der Endlichkeit der geschichtlichen Gestaltungskraft eines Volkes eine harte, männliche Entschlossenheit, die gesetzte Frist rühmlich zu nutzen.“

Inhalt und Duktus der Argumentation Günthers erinnern nicht zufällig an Ernst Jünger. Beide waren eng befreundet, und es wäre reizvoll zu untersuchen, wie stark der Einfluß Günthers bei Jüngers Abwendung vom naiven Nationalismus der ersten Nachkriegszeit wirkte. Jedenfalls entwickelten beide bis zum Beginn der dreißiger Jahre eine Position, die durch Bejahung der Modernität und vor allem der Technik gekennzeichnet war. Diesen Weg haben viele Anhänger Jüngers nicht nachvollziehen können, was hinreichend ihre verstörten Reaktionen bei Erscheinen des *Arbeiters*, 1932, erklärt.

Die Wirkung von Jüngers *Arbeiter* war in vielem derjenigen von Spenglers *Untergang* ähnlich. Im einen wie im anderen Fall erlebten gerade die „konservativen Menschen ... eine außerordentliche Erschütterung“, weil ihnen die Einsicht abverlangt wurde, daß der „Nomos der Ahnen erlischt“ (Albrecht Erich Günther). Diese Gemeinsamkeit war insofern kein Zufall, als die spenglersche Geschichtsphilosophie große Bedeutung für Jüngers Denken besaß. Man könnte sicher die Ähnlichkeit zwischen dem von Spengler geforderten Ethos und dem „heroischen Realismus“ nachweisen, und Jüngers Forderung nach „organischer Konstruktion“ erschien auch als Konsequenz der Einsicht, daß sich die „Kultur“ nicht wiederbeleben ließ und jetzt die Gestaltung der „Zivilisation“ gefordert war.

Spengler hat diese Nähe allerdings nicht gesehen. Das hängt vielleicht auch damit zusammen, daß er sich mit der 1931 erschienenen Schrift *Der Mensch und die Technik* auf Distanz zum futuristischen Elan seiner früheren Jahre gegangen war. Letztlich war es aber Desinteresse an einer anderen, selbständigen Deutung. Nachdem Jünger ihm den *Arbeiter* mit einer respektvollen Widmung zugesandt hatte, antwortete Spengler höflich, aber das eigene Unverständnis decouvrierend: „Wenn man dem angeblichen sterbenden Bauerntum ‚den Arbeiter‘, das heißt den Fabrikarbeiter, als neuen Typus gegenüberstellt, entfernt man sich von der Wirklichkeit und damit von jedem Einfluß auf die Zukunft, die ganz andre Wege gehen wird.“

Spengler glaubte allerdings, daß er diese Wege kenne und trotz der tiefen Frustration, in die ihn die politische Entwicklung stürzte, hielt er es nach wie vor für möglich, Einfluß zu gewinnen. Dabei mußte unbedingt die Frage geklärt werden, welche Rolle die NSDAP zukünftig spielen sollte. Mit vielen Vertretern der Konservativen Revolution teilte Spengler die Überzeugung, daß zwischen Hitler und der Partei zu trennen sei und daß man bei einigem Geschick Hitler „zähmen“ und seine Bewegung nützlicheren Zielen zuführen könne. Aus diesem Kalkül erklärt sich zum einen die mehrfache Stimmabgabe Spenglers für die Nationalsozialisten in den Jahren 1932 und 1933, zum zweiten die Intensivierung seiner langjährigen Beziehung zu Gregor Strasser, der nicht nur ihm als möglicher Nachfol-

ger Hitlers galt, und zum dritten die fortdauernde Kritik der Partei, ihrer Kader und ihrer Ideologie. Kurz vor der Reichstagswahl am 6. November 1932 begann er mit dem Diktat seines letzten Buches, das unter dem Titel *Jahre der Entscheidung* erscheinen sollte.

Jahre der Entscheidung ist eine merkwürdige Mischung aus Regenspiegel und Polemik. Es enthält ein Tableau der bevorstehenden politischen Entwicklungen im Weltmaßstab, aber auch eine Abrechnung mit leerer Propaganda, Unfähigkeit und ideologischem Unsinn wie etwa dem Antisemitismus. Kurz vor Erscheinen des Buches, erhielt Spengler am 25. Juli 1933 Gelegenheit zu einem eineinhalb Stunden dauernden Gespräch mit Hitler. Es endete ohne Ergebnis, der Eingang des Hitler zugedachten Exemplars von *Jahre der Entscheidung* wurde in der Reichskanzlei quittiert, aber eine Antwort erhielt der Verfasser nicht. Hitler soll das Buch „zu pessimistisch“ gefunden haben. Das war eine moderate Stellungnahme, wenn man die sonstige Kritik betrachtet, nicht nur die offiziöse, etwa von Alfred Baeumler, sondern auch und gerade die in Organen der Konservativen Revolution. Die hatten, wie etwa der *Ring*, in der Atmosphäre des „Hitlersommers“ eine Selbstgleichschaltung vollzogen, andere waren tatsächlich verstört über die Schärfe der Sprache Spenglers und die düsteren Farben, in denen er die Zukunft ausmalte.

Eine Ausnahme wird man in bezug auf Ernst Niekisch machen müssen, der seiner Zeitschrift *Widerstand* noch eine erstaunliche Unabhängigkeit bewahren konnte. Niekisch hatte unter den führenden nationalrevolutionären Intellektuellen Spengler mit der größten Fremdheit gegenübergestanden, auch wenn er durch die Freundschaft mit August Winnig und Jünger in Berührung mit dessen Vorstellungen gekommen war. Die Ursache dieser Fremdheit kann man auf den bürgerlichen Habitus Spenglers und den proletarischen Niekischs zurückführen, aber darüber hinaus wird man die von Niekisch nach 1933 veröffentlichten Bücher immer auch als Angriffe auf Spenglers Positionen lesen müssen. Diese Angriffe wurden zwar gedeckt geführt, aber schon *Im Dickicht der Pakte* enthielt neben deutlicher Kritik an der nationalsozialistischen (Außen)Politik auch eine scharfe Polemik gegen die von Spengler favorisierte Linie. Niekisch hielt Spengler im Grunde für einen Mann des 19. Jahrhunderts, dessen Vorstellungen von Imperialismus und Cäsarismus bestenfalls „faschistisch“ waren. Jedenfalls erschienen die in vielem so brutal wirkenden Äußerungen Spenglers relativ harmlos verglichen mit den radikaleren Plänen Niekischs, wie er sie zuletzt in *Die dritte imperiale Figur* darlegte, das auch als eine Art Fortsetzung und Zuspitzung der Thesen Jüngers gelesen werden konnte.

Den Erfolg von *Jahre der Entscheidung* hat die öffentliche Zurückweisung nicht behindert – es erschien noch 1940 im 162. bis 166. Tausend –, und es ist genauso wie der *Untergang* auch nach dem Zusammenbruch des NS-Regimes immer wieder aufgelegt worden. Ähnliches wird man nur von wenigen Büchern der Konservativen Revolution behaupten können, kaum von den dezidiert politischen. Das darf allerdings so wenig wie die Distanz Spenglers zu anderen Hauptfiguren dieser Bewegung über dessen sachliche Zugehörigkeit hinwegtäuschen. Spengler gehörte nach Armin Mohler zu den „herausragenden Autoren“ der Konservativen Revolution, jenen, die man keinem Lager ganz klar zuordnen darf. Er hat alle ihre Denkfamilien mit seinen Ideen und seiner Sprache beeinflusst, vielleicht sogar mehr noch mit einer bestimmten Atmosphäre, die beide erzeugten.

So wenig wie man die außerordentliche Wirkung seiner Grundgedanken mit der scharfen Kritik aller möglichen Fachwissenschaftler am *Untergang des Abendlandes* verrechnen kann, so wenig darf aus der Distanz Spenglers gegenüber anderen Protagonisten der Konservativen Revolution auf einen fehlenden Zusammenhang geschlossen werden. Armin Mohler hat Spengler zu Recht unter die „Kategorien sprengenden“ Autoren dieses Lagers gezählt.

August Winnig – Ein preußischer Sozialist

von Wiggo Mann

In August Winnigs wechselvoller Biographie (1878–1956) spiegeln sich die Widersprüche des 20. Jahrhunderts, das In- und Gegeneinander der Ideen in wohl exemplarischer Weise wider. Die innenpolitische Wende vom Herbst 1918 hatte den sozialdemokratischen Gewerkschaftsfunktionär zum „Generalbevollmächtigten des Reichs für die Baltischen Lande“ erhoben, wo er den Aufbau der Eisernen Division, den „Abwehrkampf gegen Polentum und Bolschewismus“ organisierte und den deutsch-lettischen Siedlungsvertrag aushandelte. Nach dem von der Reichsregierung erzwungenen Rückzug der Freiwilligenverbände wurde er 1919 Reichskommissar für Ost- und Westpreußen und sollte er, der Blankenburger Maurer, jenem „Oststaat“ vorstehen, der den Kampf gegen die Westmächte und den Versailler Frieden militärisch fortzuführen bestimmt war. Politische Rückendeckung erhielt er von dem preußischen Innenminister Wolfgang Heine, der ihn, nach dem endgültigen Scheitern der Oststaatspläne, im Januar 1920 zum Oberpräsidenten von Ostpreußen ernannte und dem er in seinen Erinnerungsbüchern *Der weite Weg* (1932) und *Heimkehr* (1935) ein ehrendes Andenken bewahrte.

Wolfgang Heine (1861–1944) hatte sich als junger Jurist, „gerade durch Lassalle, seinen Idealismus, seine nationale Gesinnung angezogen“, der Sozialdemokratie angeschlossen, der er, „im Gegensatz zu den müden und lahmen Gesinnungen im Bürgertum, und namentlich auch der Intelligenz“, die Potenz einer kraftvollen vaterländischen Bewegung zuerkannte. Das „revisionistische“ Experiment einer Versöhnung des nationalen und des sozialen Gedankens, „eine nationale Sozial-Demokratie“, war mit der politischen Radikalisierung in Folge des Kapp-Lüttwitz-Putsches, wie Heine resignierend an Winnig schrieb, aber endgültig gescheitert und mußte den alten Negationsstrategien weichen: „Sie und ich haben uns nach besten Kräften jeder auf seinem Gebiete bemüht, eine positive nationale Politik zu treiben. Wir sind bei den Parteigenossen auf Unverständ-

Wilhelm Ribhegge: *August Winnig. Eine historische Persönlichkeitsanalyse*, Bonn-Bad Godesberg 1973.

nis und Widerstand gestoßen“, und so stelle sich unweigerlich die Frage, „ob das, was wir uns vorgenommen hatten, nicht doch eine wohlgemeinte Utopie“ gewesen sei. Im März 1920 nahmen Winnig und Heine, ebenso wie der preußische Finanzminister Südekum und der Reichswehrminister Noske, ihre Entlassungen entgegen, und die Korrespondenz der beiden Politiker, die sich im Nachlaß Heines findet, ist ein Zeugnis des inneren Kampfes und der zunehmenden Entfremdung Winnigs nicht nur von der Sozialdemokratie und seinen politischen Freunden, sondern von der bürgerlichen Politik überhaupt, wobei Oswald Spengler als heimlicher Ideengeber diesem Prozeß die Richtung gibt.

Früh schon hatte Winnig „die Lehre des wissenschaftlichen Sozialismus als dem Arbeiterwesen fremd empfunden“: „Ich mußte mir Gewalt antun, um diesen Erklärungen folgen zu können.“ Aber erst nach seiner Trennung von der Sozialdemokratischen Partei stellte sich ihm die Frage nach einem metaphysischen Ersatz. Bereits in Riga hatte er Spenglers *Untergang des Abendlandes* gelesen, und erklärte, er „wüßte wohl kein Buch zu nennen, das mich in meinen reiferen Jahren mehr beschäftigt und stärker beeinflusst hat als Oswald Spenglers Hauptwerk ... Von dieser Zeit an fühlte ich mich Oswald Spengler verpflichtet und verbunden.“ Im Herbst 1920 stellte sich durch Paul Lensch – einen Sozialdemokraten, der eine ähnliche weltanschauliche Entwicklung wie Winnig genommen hatte – der persönliche Kontakt zu Spengler her, dessen philosophische Grundpositionen, so schrieb er ihm am 27. August, er „so zu beherrschen“ strebte, daß er sie „zu einem lückenlosen politischen System ausbauen könnte. Zunächst habe ich den Willen dazu.“ Winnigs Buch *Frührot* (1924) war dem „großen Heimatgenossen“ (auch Spengler stammte aus Blankenburg) gewidmet, und in seiner Schrift *Der Glaube an das Proletariat* (1926) preist er ihn als den Überwinder des Materialismus.

Oswald Spengler: *Preußentum und Sozialismus*, München 1920.

Wolfgang Heine, den Winnig verehrte und von dem er sich verstanden wissen wollte, verfolgte diese Entwicklung mit wachsendem Befremden, und in einem Brief an Julie Braun-Vogelstein vom 18. Oktober 1927 brachte er Winnigs „System“ auf folgenden Nenner: „August Winnig ist von Haus aus Arbeiter und ein höchst begabter Mensch, der stärker als manch andere die Notwendigkeit eingesehen hat, daß der deutsche Arbeiter sich als Träger des deutschen Volkstums und der deutschen Republik zu fühlen habe. Seine Kritik an dem Verhalten der Sozialdemokratie seit dem Zusammenbruch ist nicht durchweg unbegründet, wenn auch sehr einseitig. Aber merkwürdig ist die Theorie, die er sich zurecht gemacht hat: der deutsche Arbeiter ist nach ihm von Natur ‚national‘ gesinnt. Nur die Akademiker haben ihn durch Einflößung westländischer Ideen verdorben. Daß diese Behauptung falsch ist, darüber braucht man nicht viel zu sagen ... Das Komische ist nun, daß auch Winnig diese Erkenntnis von dem schädlichen Einfluß der Akademiker nicht als Arbeiter gefunden hat, sondern auch eben erst, als er selbst Akademiker wurde und zwar unter dem Einfluß von Spengler.“

Von 1922 bis 1924 hatte Winnig, der Autodidakt, in Berlin Geschichte, Volkswirtschaft und öffentliches Recht studiert und dabei nach eigenem Bekunden „Gesichtspunkte aufgenommen und durchgearbeitet, die mir bis dahin fremd waren und die auch innerhalb der sozialistischen Literatur unbekannt sind. Ich muß gestehen, daß ich hierdurch zu einer Auffassung gekommen bin, in welcher der Sozialismus (in seiner heutigen Form) eine ganz andere Bedeutung hat, als ich ihm bis dahin beimaß“. In diesen Jahren widmete er sich der mühevollen Lektüre der Spenglerschen Schriften, die er, der „Geschichte nur vom Standpunkte des Arbeiters denken“ konnte, mit seiner proletarischen Identität in Einklang zu bringen suchte. Im Juli 1924 sandte er Heine Spenglers *Neubau des deutschen Reiches* zu, wovon sich dieser jedoch „auf das tiefste enttäuscht“ zeigte: „Die richtigen und guten Gedanken, an denen es darin nicht fehlt, sind nicht von Spengler, sondern sind gerade von denen ausgesprochen worden, die er am heftigsten bekämpft. Seine Kritik an gewissen Seiten des Kapitalismus steht ebenso bei Marx, seine Ausführungen über die Notwendigkeit, Führer auszubilden, bei Walt[h]er Rathenau, über die Vorzüge und Schwächen der alten Bürokratie habe ich mich schon lange vor dem Kriege, es kann 1910 gewesen sein, fast wörtlich ebenso im ‚März‘ ausgesprochen. Was er über die Schulreform sagt, haben liberale und sozialistische Schulreformer schon seit 30 Jahren gesagt und teilweise zum

Beispiel in den freien Schulgemeinden durchgeführt. Ich sage das nicht aus Prioritätsschmerz, denn es handelt sich um allgemeine Wahrheiten der Zeit, die jeder zu finden das Recht hat, aber widerwärtig ist es, wenn einer Ströme des giftigsten Hasses und der Verleumdung auf die ausgießt, die in der Sache das gesagt haben, weswegen er sich als Führer der Zeit rühmen läßt. Daß ein gebildeter Mann den Hakenkreuzrummel und die Rassenübertreibung ablehnt, ist schließlich kein solcher Verdienst, daß man ihn deswegen feiern müßte, wie es vorschnell ein Teil der liberalen Presse bereits tut. Namentlich ist es kein Verdienst, wenn derselbe Mann, den seine Bildung davor schützen sollte, solchen Wahnsinn drucken läßt, wie die Behauptung, sozialdemokratische Minister hätten aus Freude über die Erniedrigung Deutschlands ein Fest mit Nackttänzerinnen gefeiert, oder, sie wären fähig, für einige Millionen Pfund heimlich Deutschland an England zu verkaufen, usw. Männern wie mir macht er zum Vorwurf, daß wir nach dem Austritt aus dem Ministerium unseren bürgerlichen Beruf wieder ergriffen hätten, was ihn aber nicht hindert, über die turmhohen Ministerpensionen zu zetern, die in Wahrheit gar nicht existieren, weshalb man eben gezwungen ist, sich bürgerlichem Erwerb zuzuwenden. Vieles ist tatsächlich einfach falsch, Spengler hätte nur den Geschichtskalender aufzuschlagen brauchen, um das zu sehen. Die Ausführungen über das römische Recht sind bis zur Kindlichkeit dilettantisch. Das schlimme ist, daß dieser Mann, der so gewissenlos mit der Wahrheit umgeht, der geistige Führer gerade des besten Teils der heranwachsenden Jugend geworden ist. Böse Aussichten für die Zukunft Deutschlands!“

Oswald Spengler: *Briefe*,
hrsg. von Anton Mirko
Koktanek, München 1963.

Wolfgang Heine, der aus der Parteigeschichte die lähmende Wirkung einer rein ideologisch fixierten Politikauffassung, den „unheilvollen Einfluß ganz- oder halbstudierter Demagogen und unausgegorener Theorien“ kannte, der sich als Pragmatiker und Patriot verstand, konnte in Spenglers Konzepten nur einen gefährlichen Romantizismus erblicken, und in seinen Briefen an Winnig warnte er diesen unaufhörlich vor den Einflüsterungen der „Professoren“. Spenglers *Preußentum und Sozialismus* fand er sogar „noch wesentlich wertloser als die Aufbaubroschüre“, und er verteidigte Karl Marx gegen den Vorwurf eines undifferenzierten Revolutionsbegriffs: „Wie kann man Marx lediglich nach dem Kommunistischen Manifest beurteilen! Spengler kennt von Marx anscheinend weiter nichts. Die Einseitigkeiten des Marxismus, das konstruierte und abstrakte in seinem Begriff der Klasse, des Volkes und der Abhängigkeit des Geistigen vom Ökonomischen sind mir sehr klar, und ich habe mich schon vor 25 Jahren darüber ausgesprochen, aber es sind in Marx Wahrheiten oder Anläufe zu Wahrheiten, die nicht einfach weggeschüttet werden dürfen, weil kurz-sichtige Professoren diese Juwelen nicht erkennen.“ Dagegen sah Winnig wie Spengler in Marx das Verhängnis des Sozialismus: Als bürgerlicher Außenseiter hätte er die Arbeiterbewegung unter die Herrschaft bürgerlicher Muster gezwungen und „von ihrer eigenen Lebenslinie abgedrängt“: „Es vollzog sich hier, was die Naturwissenschaft eine Pseudomorphose nennt: ein neues Leben mußte sich im Wachsen einer alten Hülle anpassen.“ Aus dem Materialismus sei der Klassenkampf, aus dem Rationalismus die Gottlosigkeit und aus dem Weltbürgertum eine vaterlandslose Internationalität geboren; und so gehe Spengler in seiner Kapitalismuskritik doch weit über Marx hinaus, indem er das Ende des bürgerlichen Zeitalters prophezeie und dem Arbeiter seine geschichtliche Mission zuweise.

August Winnig: *Befreiung*,
München 1926.

Wie „der Adel seine große Aufgabe in der Organisation des Volks zur geschichtlich handelnden Nation“, wie „das Bürgertum seine große Aufgabe in der Schaffung der großen Wirtschaft“ wahrgenommen hätten, so sei auch das „Arbeitertum“ berufen, „das nationale Leben durch ein großes Werk zu erhöhen. Wäre es nicht berufen, so wäre seine ganze Bewegung eine subversive Emeute, so wäre sie ohne geschichtliches Recht. Dann wäre es ein Fluch, Arbeiter zu sein. Ich müßte aufhören, politisch zu denken, zu streben, wenn ich nicht die Gewißheit dieses großen Berufenseins der Arbeiter hätte.“ Diese historische Mission leitete Winnig von Spengler her, dessen Geschichtsmodell er sich mittlerweile umfassend „zu eigen gemacht“ hatte, und für die er die Arbeiter, „Gefäß eines neuen geschichtlichen Formwillens, eines noch jungen und unverbrauchten Blutes“, zu rüsten strebte. So also lebte er „in dem Gedanken an die Arbeiterbewegung der Zukunft. Dabei habe ich die Hoffnung aufgegeben, daß diese Bewegung aus der Sozialdemokratie hervorgehen könnte. Auf

diesem Boden kann nichts mehr gedeihen. ... Ich denke mir eine Arbeiterbewegung, deren Losung nicht Friede, Freiheit, Brot!, sondern Kampf, Gehorsam, Entbehrung! lautet. Eine Arbeiterbewegung also, die nicht ihr Recht zur Führung fordert, sondern die sich dies Recht nimmt, indem sie es sich verdient. Wäre eine solche Bewegung vorhanden und wäre ich ihr Führer, so würde ich in ihrem Namen die Arbeitszeit der Vorkriegsjahre dekretieren. Ich würde das Parlament zwingen, durch Gesetz ein Arbeitspflichtjahr einzuführen. Ich würde diese Bewegung siegreich machen durch die moralischen Eroberungen, durch das Vorbild, das sie der Nation durch ihren Gehorsam, durch Pflichtgeist und Hingabe an das Ganze gibt. Eine solche Bewegung brauchte nicht mehr um die Führung zu kämpfen, sie hätte sie kraft ihres Geistes und ihrer Taten.“



Winnig zu Beginn der dreißiger Jahre

Winnigs politisches Programm, so schrieb er 1937, war „spenglerisch“; und im Frühjahr 1926 erschienen in rascher Folge seine zwei programmatischen Schriften *Befreiung* und *Der Glaube an das Proletariat*, die er als „das Ergebnis einer langen Auseinandersetzung mit Spenglers Gedanken“ bezeichnete und in denen er die nationale Erhebung gegen Republik und Kapital, den militärischen Kampf gegen die Versailler Friedensmächte proklamierte. Die deutsche Arbeiterbewegung müsse sich der „geistigen Führung bürgerlichen Überläufertums“ endlich entwinden und die „Führung der Volkheit“ im nationalen Befreiungskampf übernehmen. Solchen Harakirikurs wollte Heine nicht mittragen, und der „Verehrung einer Gewalt, die wir dem Auslande gegenüber nicht haben und die im Inlande nur Unheil stiften würde“, hielt er den einzig gangbaren Weg einer zielklaren Revisions- und Erfüllungspolitik entgegen. Mit „Gefühlen und Worten“ sei die deutsche Knechtschaft nicht abzutun, und so sei Winnig, „mein lieber Freund und einstiger Kampfgenosse“, auch nur ein „Opfer ‚bürgerlicher‘ Theorien und Schlagworte, nämlich derer von heute, die, aus den Wirrnissen von Krieg und Niederlage geboren“, vor allem in Spengler ihren Propheten und in dem „Arbeiter“ ihr Werkzeug sähen: „Der deutsche Arbeiter aber, von dem Sie die Befreiung und nationale Erneuerung Deutschlands erwarten, besteht bisher nur in Ihrer Konstruktion und Phantasie. ... Ich habe nicht das geringste dagegen, daß Sie ein solches Idealbild des Arbeiters, wie er sein sollte, für die Zukunft aufstellen und will gern zugeben, daß solche Phantasien sittlichen Wert haben können. Nur habe ich noch nie gefunden, daß im praktischen Leben Täuschung über das, was ist, förderlich gewesen wäre.“

August Winnig: *Der Glaube an das Proletariat*. Neue Fassung, München 1926.

Der Weg August Winnigs vom Sozialdemokraten zum jungkonservativen Publizisten und Programmatiker, der ohne Spengler nicht zu verstehen wäre, hatte sich damit erfüllt. Der „nationale Sozialismus“ war von einem Projekt der Linken zu einem Projekt der Rechten geworden, und während Heine, Südekum und Noske auf das Scheitern des „revisionistischen“ Experiments mit Verbitterung und parteipolitischem Verzicht reagierten, suchten jüngere Sozialdemokraten mit anderen Kräften das große Projekt doch noch zu verwirklichen. Im Sommer 1927 wurde August Winnig durch Ernst Niekisch, auch er ein sozialistischer Renegat, für die Altsozialistische Partei (ASP) gewonnen, eine Rechtsabspaltung der sächsischen Sozialdemokratie, deren nationalrepublikanisches Programm auch Wolfgang Heine begrüßte. Anders als Niekisch bemühte sich Winnig aber um die Anbindung der ASP an die nationalen Kampfbünde, an Jungdeutschen Orden und „Stahlhelm“. Damit war ein Weg beschritten, der Winnig - nach dem späteren Bruch mit Niekisch - sehr weit führte: über die Volkskonservativen zu den Nationalsozialisten zurück in den Schoß des evangelischen Christentums und auf die Seite des konservativen Widerstands. Immer fühlte er sich dabei Oswald Spengler, dem „großen Führer und Seelenfänger“ (Ernst Niekisch), verpflichtet. Für die deutsche Linke war Winnig verloren, aber, so schrieb Heine an einen Freund: „es ist schade um Winnig“.

Paul Reusch (Hrsg.): *Oswald Spengler zum Gedenken*. Privatdruck, o. O., o. J. (1937).

Dokumentation: Das Mißverständnis des neuen „Cäsarismus“

von Julius Evola

Das Interesse an Person und Werk Julius Evolas ist in den vergangenen beiden Jahrzehnten außerordentlich gewachsen. Das gilt auch und gerade für den deutschen Sprachraum, in dem dieser italienische Denker lange Zeit fast völlig unbekannt war oder als Autor für Eingeweihte galt, die nicht vor den dunkleren Zonen der Geistesgeschichte zurückscheuten.

Evola wurde am 19. Mai 1898 in Rom geboren und starb in seiner Heimatstadt am 11. Juni 1974. Er stammte aus dem sizilischen Adel und geriet früh unter den Einfluß von Nietzsches und Weiningers Denken. Am Ersten Weltkrieg nahm er als Artillerieoffizier teil. In dieser Zeit trat er in Kontakt zu so unterschiedlichen Denkern wie dem Futuristen Marinetti oder dem „Erfinder“ des Dadaismus T. Tzara. Ein nach dem Kriegsende aufgenommenes technisches Studium brach er ab. Seit 1922 lebte er als Maler und Dichter und begann eine Untersuchung der idealistischen Philosophie. Zwei Jahre später nahm er die Beschäftigung mit esoterischen Lehren östlicher wie westlicher Provenienz auf, die er bis zu seinem Lebensende fortsetzte.

Politisch sympathisierte Evola mit dem Faschismus, der in seiner Heimat an die Macht gekommen war, kritisierte allerdings dessen „demokratischen“ Charakter und den Mangel an „traditionaler“ Orientierung. Seiner Vorstellung von einem „magischen Idealismus“, der dazu dienen würde, das „absolute Ich“ von allen Beschränkungen zu befreien, korrespondierte die politische Stellungnahme zugunsten von Sakralität und Heidentum gegen die Vergötzung des Sozialen und den Ausgleich mit der katholischen Kirche, für ein an der Überlieferung orientiertes Königtum gegen eine charismatische Herrschaft über die Massen.

Julius Evola: Revolte gegen die moderne Welt, zuletzt Vilsbiburg 1993.

Die relative Distanz Evolas zum Faschismus führte ihn Ende der zwanziger Jahre dazu, Kontakte zu verschiedenen Gruppen der Konservativen Revolution in Deutschland aufzunehmen. Besonders unter den Jungkonservativen war man früh auf ihn aufmerksam geworden; Edgar Julius Jung und Leopold Ziegler äußerten sich sehr anerkennend, beide wurden in ihrem Denken von bestimmten Überlegungen Evolas beeinflusst. Auch Evolas Hauptwerk *Rivolta contra il mondo moderno* (Revolte gegen die moderne Welt), das 1934 erschien und bereits ein Jahr später ins Deutsche übersetzt wurde, fand in diesen Kreisen Anklang; bekannt geworden ist vor allem eine hymnische Rezension Gottfried Benns.

Mitte der dreißiger Jahre hatte Evola allerdings schon den Nationalsozialismus als einen denkbaren Verbündeten entdeckt, von dem man vielleicht eher als vom italienischen Faschismus eine prinzipielle Wendung gegen die „moderne Welt“ erwarten durfte. Seine Schriften aus dieser Zeit – vor allem die journalistischen – enthalten zum Teil schwer begreifbare Annäherungen an die Parteilinie und Mißdeutungen der Absichten der NS-Führung. Evola hat sich auch während des Krieges mehrfach in Deutschland aufgehalten, 1945 war er in Wien und erlitt schwerste Rückgratverletzungen bei einem russischen Bombenangriff. Es folgte ein langer Krankenhausaufenthalt, danach blieb Evola an den Rollstuhl gefesselt.

1950 kehrte er nach Rom zurück und nahm seine schriftstellerische Tätigkeit wieder auf. Ein Jahr später sah er sich festgenommen und wegen „Verherrlichung des Faschismus“ angeklagt, wurde aber freigesprochen. Auch nach dem Krieg hat Evola auf verschiedene Weise politische Stellung genommen, allerdings zunehmend resigniert ob der Möglichkeiten praktischen Handelns. Zum Schluß lehrte er eine „apolitische“ Haltung im Bewußtsein des unabwendbaren Niedergangs und wandte sich vor allem kritisch gegen alle „rechten“ Positionen, die nicht konsequent genug einen traditionellen Standpunkt bezogen, sondern Kompromisse mit der Moderne machten.

Evola hat in der Nachkriegszeit nicht nur als Schriftsteller gearbeitet, sondern auch als Übersetzer und neben den Arbeiten einiger anderer konservativer deutscher Autoren (Hans-Joachim Schoeps, Erik von Kuehnelt-Leddihn) auch den Untergang des Abendlandes von Oswald Spengler ins Italienische übersetzt. Das war allerdings nur ein Teil seiner Auseinandersetzung mit Spenglers Werk. Es gibt eine ganze Reihe von Stellungnahmen nicht nur zu einzelnen Büchern Spenglers – wie etwa den Jahren der Entscheidung –, sondern auch eine Beschäftigung mit Einzelfragen. Dabei ist seine Haltung eine prinzipiell anerkennende und positive, die aber nicht verschweigt, daß Evola den „Pessimismus“ Spenglers nicht teilt und diesem vorwirft, die Dignität der „integralen Tradition“ zu verkennen. Nach seiner Geschichtsphilosophie verläuft die große Entwicklung zyklisch und muß dem gegenwärtigen Abstieg ein Neubeginn folgen, an dessen Anfang wieder ein „Goldenes Zeitalter“ steht. Zum besseren Verständnis des folgenden sei noch gesagt, daß Evola einen geistigen Rassenbegriff vertrat, der nicht mit einem biologischen beziehungsweise biologistischen verwechselt werden darf.

Diese Frontstellung ist auch dem nachfolgend abgedruckten Aufsatz zu entnehmen, der 1953 in der kleinen monarchistischen Zeitschrift *Meridiano d' Italia* (Ausgabe vom 12. Oktober 1953) erschien, und in dem Evola seine Auffassung von der Bedeutung eines traditionellen Königtums der Idee einer modernen „cäsaristischen“ Massenherrschaft entgegenstellte, wie sie Spengler erwartet hatte.

Nach Spengler gehört zur End-, zur Dämmerungsphase einer jeden Kultur das Phänomen des „Cäsarismus“. Das sei auch für unsere Zeiten ein unabwendbares Schicksal, insofern als laut Spengler die westliche Kultur seit Napoleon gerade in ihre letzte Phase eingetreten ist, für die er den Begriff der „Zivilisation“ verwendet.

Wir wollen uns nicht damit aufhalten, aufzuzeigen, daß Cäsar ein recht unglücklich gewähltes Beispiel für das Phänomen ist, um das es Spengler geht: ein Zeichen der Einseitigkeit, der dieser Autor in seiner Besessenheit, überall parallele Erscheinungen zu finden, häufig verfällt. Offenbar hat er an Cäsar bloß dessen fragwürdigere und profanere Züge zur Kenntnis genommen, nicht jene, dank derer der historische Cäsar schon als

Julius Evola: *Tradition und Herrschaft*. Aufsätze von 1932–1952, hrsg. von Martin Schwarz, Aschau o. J.

Julius Evola: *Menschen inmitten von Ruinen*, Tübingen 1990.

Jugendlicher seine Zugehörigkeit zu einem Geschlecht der Herrscher, der Könige, behaupten konnte, das zugleich ein sakrales, „göttliches“ war.

Fragen wir also nach der historischen Einordnung des Spenglerschen Cäsarismus. Er tritt in Perioden auf, in denen bereits ein Prozeß der Zersetzung und Zerstörung aller überkommenen Werte stattgefunden hat, aller wahrhaft traditionellen Institutionen, aller an Rasse und Blut gebundenen Gewißeheiten, die nunmehr von der rationalistischen und materialistischen städtischen, kosmopolitischen Mentalität erstickt werden. Spengler glaubt derartige Verfallserscheinungen gleichermaßen in allen Kulturen zu erkennen. Jedoch ist eindeutig, daß er seine wichtigsten Bezugspunkte aus der Beobachtung der westlichen Kultur jüngerer Zeit gewonnen hat: dessen, was man als „moderne Welt“ bezeichnen kann. Die Entwicklung verläuft ungefähr folgendermaßen.

Nachdem die traditionale Welt überwunden ist, bricht jene der städtischen Masse an, der Bourgeoisie oder des Dritten Standes im Zeichen der Industrialisierung und der Demokratie. Vor allem ist es die Kultur der Maschine, die über alles andere triumphiert hat. Hier scheinen der Ingenieur, der Techniker, der Unternehmer im Mittelpunkt zu stehen. Doch ist dies ein kurzlebigenes Trugbild. Hingegen sind es das „Denken im Dienste des Geldes“ und das Finanzwesen, die bald die Oberhand bekommen und zugleich das politische Leben der Demokratie zu beherrschen beginnen. Die Herren des Geldes sind die wahren Herrscher über diese Phase und

Julius Evola: *Cavalcare la Tigre – Den Tiger reiten*,
Engerda 1997.



*Keine Erneuerung, nur
Dekoration; italienisches
Plakat, 1943*

zwingen der Masse ihr Gesetz auf, Parteien und Regierungen, direkt oder auf Umwegen wie zum Beispiel durch die Kontrolle über die Presse und die heimliche Bildung der „öffentlichen Meinung“ und des „Volkswillens“. Ohne es zu wollen, bringen sie aber einen neuen Typ hervor, das „cäsarische Individuum“, Vertreter eines neuen Prinzips, des Prinzips der absoluten Politik, und zwischen Wirtschaft und Politik entzündet sich ein Kampf um die Vorherrschaft. Am Ende werden die cäsarischen Individuen die Tyrannei des Geldes durchbrechen, alle Macht in ihren Händen konzentrieren und alleine das Gesetz vorschreiben; und in den Vereinigten Staaten, deren Herrscher sie sein werden, werden sie die Wirtschaft dem reinen politischen Prinzip gefügig machen. Schließlich werden zwischen den verschiedenen neuen Cäsaren Kriege um die Weltherrschaft ausbrechen.



Evola Mitte der dreißiger Jahre

Julius Evola: *Über das Initiatische*. Aufsatzsammlung, Sinzheim 1998.

All dies ginge auf Vorstellungen zurück, bis hin zur unverhohlenen Begeisterung für den puren Machiavellismus, wie sie [James] Burnham genauer in seinem berühmten Buch *Die Revolution der Manager* darlegt, käme bei Spengler nicht eine seltsame und widersprüchliche Interferenz der Motive dazwischen. Tatsächlich sollen im Cäsarismus die Werte der Rasse, der Aristokratie, wenn nicht gar der Tradition wiederaufblühen. Wie aber sollten solche Werte die Zerstörungen überlebt haben, die den Prämissen zufolge dieser letzten Phase als Wegbereiter vorausgingen? Wie in diesen neuen „großen Individuen“, die ganz Willen sind, ein Bewußtsein für Ehre, für Verantwortung, für die uneigennützigste Sorge um alles, was sie mit ihrer absoluten Macht der Tyrannei des Geldes entzogen haben, hervorbrechen soll, bleibt unbegreiflich. Der richtige Begriff für den Spenglerschen Cäsarismus ist Totalitarismus im schlechten Sinne: und der Primat der kruden Wirklichkeit über die Prinzipien, der Macht über die Ideen, des „Lebens“ über jede Form von höherer Existenz, wie ihn die Spenglersche Philosophie behauptet, kann das nur bestätigen. Der Versuch, ihr aristokratische und traditionale Werte überzustülpen, ist kurz gesagt Unsinn. Entsprechend handelte es sich nicht mehr um ein cäsarisches Individuum (um den Mißbrauch des Begriffs „cäsarisch“ beizubehalten), sondern um den Typ des legitimen Führers, der dies dank eines Charismas ist, das über seinen Symbolwert hinausgeht. Der „historische Ort“, dem ein solcher wahrer Führer angehört, wie auch der Typ eines nicht totalitären, sondern organischen Staates, ist aber ein ganz anderer als der, dem Spengler das Phänomen des neuen Cäsarismus zuordnet: eine im Inneren aufgelöste Welt, für die schon Vico als einzigen, äußersten Notbehelf die „Monarchie“ nicht im antiken Sinne, sondern eben im Sinne der formlosen, rein politischen Macht eines einzigen Individuums ohne Wurzeln und Traditionen vorgesehen hatte.

Es ist möglich, daß Spenglers Prognosen trotzdem zutreffen, daß der Westen also in seinem Untergang erneut das Erscheinen falscher Cäsaren erleben wird und den Kampf der von ihnen aufgestellten Kräfte um die Weltherrschaft. Man darf jedoch nicht vergessen, was Spengler selbst mitunter aus den Augen verloren zu haben scheint; daß dies nämlich Erscheinungen einer Kultur in Agonie sind, sozusagen die letzten Zuckungen, auf die ein endgültiger Zusammenbruch folgen wird – und daß man an ganz anderen Horizonten von neuem anfangen muß, um eine echte Rekonstruktion, eine Rückkehr zu hierarchischen, ja aristokratischen Formen anzustreben, nachdem ein Zyklus sich erschöpft hat.

Spengler und Toynbee

von Ulrich March

Das 20. Jahrhundert erscheint im Abstand weniger Jahre als das problematischste der bisherigen Geschichte. Die menschenverachtenden Willkürregime, die Massenverfolgungen und Massenmorde, die Rebarbarisierung des Krieges besonders bei der Partisanen- und Luftkriegsführung, die brutalen Vertreibungen einschließlich der „ethnischen Säuberungen“ noch in den neunziger Jahren – dies alles spricht der lange gehegten Idee eines ständigen allgemeinen Fortschritts der Menschheit Hohn; zugleich rückten die irreparable Zerstörung lebenswichtiger Ressourcen und die atomare Selbstvernichtung der Menschheit erstmals in den Bereich des Möglichen.

Der Ablauf der Geschichte selbst war es, der alle geschichtsphilosophischen Ansätze in nichts zusammenfallen ließ, die – wie die Aufklärungsphilosophie, der Positivismus oder der Marxismus – von dem unaufhaltsamen Weg des „guten“ Menschen in eine immer schönere Zukunft ausgingen. Alle diese Deutungsmodelle sind vom Sturm der Ereignisse, die sie zu interpretieren wähten, hinweggefegt worden. Wie hohl klingen heute die menschheitsbeglückenden Verheißungen etwa des französischen Aufklärungsphilosophen Condorcet: „Es kommt der Tag, da die Sonne nur noch auf eine Welt freier Menschen herabscheint, die keinen Herrn anerkennen als die eigene Vernunft. Dann werden Tyrannen und Sklaven, Priester und ihre verdummten Werkzeuge nur noch in der Geschichte und auf der Bühne vorkommen.“

Weitaus besser stehen nach Ablauf dieses katastrophalen Jahrhunderts jene Geschichtsdenker da, die – von Tacitus über Machiavelli bis Gehlen – die Natur des Menschen pessimistischer und damit offenbar realistischer eingeschätzt haben und nicht der Versuchung erlegen sind, Richtung und Ziel des historischen Geschehens präzisieren zu wollen. Wie

Hanno Kesting: *Geschichtsphilosophie und Weltbürgerkrieg. Deutungen der Geschichte von der Französischen Revolution bis zum Ost-West-Konflikt*, Heidelberg 1959.

wohltuend wirkt vor dem Hintergrund zahlloser ideologisch bestimmter Geschichtsdeutungen etwa die Lektüre eines Jacob Burckhardt – nicht obwohl, sondern weil er keine Axiome gelten ließ außer dem historischen Kontinuum selbst.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen in diesem Zusammenhang aber auch solche geschichtsphilosophischen Systeme, die erst während des 20. Jahrhunderts entstanden sind. Als die mit Abstand wichtigsten Entwürfe sind hier Oswald Spenglers *Der Untergang des Abendlandes* und Arnold J. Toynbees *A Study of History* zu nennen, beide aus der besonders turbulenten Zeit der Weltkriege stammend. Spenglers Werk liegt zwar im wesentlichen bereits 1912 vor, erscheint aber erst nach dem Ersten Weltkrieg, während Toynbee vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg schreibt.

Die epochale Bedeutung beider Werke liegt nicht in der großen Wirkung, die sie ausgeübt haben, nicht einmal vorrangig in ihrer inhaltlichen Aussage, sondern vor allem in dem methodischen Zugriff. Erstmals wird hier nicht nur das progressive Erklärungsmodell, seit der Aufklärung praktisch ein geschichtsphilosophisches Dogma, prinzipiell in Frage gestellt, es wird darüber hinaus die Möglichkeit, die Menschheitsentwicklung im linearen Sinne zu beschreiben, grundsätzlich ausgeschlossen. An die Stelle der linearen tritt bei beiden Autoren die zyklische Geschichtsdeutung, die – im Altertum weit verbreitet – seit der Spätantike keine Rolle mehr gespielt hat, wenn man davon absieht, daß sie außerhalb des engeren Bereichs der Geschichte in der deutschen Klassik, besonders von Hölderlin, und dann vor allem von Nietzsche („Ewige Wiederkehr“) neu belebt worden war.

Das lineare Geschichtsmodell geht darauf zurück, daß nach christlicher Auffassung alles menschliche Geschehen in den göttlichen Heilsplan eingebettet ist; es setzt sich daher mit dem Sieg des Christentums im weströmischen Reich während des 4. Jahrhunderts allmählich durch und gewinnt während des Mittelalters kanonische Bedeutung. Danach hat alle Menschengeschichte einen Anfang: den Schöpfungsakt Gottes, und ein Ziel: das Jüngste Gericht und das ewige Leben der als gerecht Befundenen im Paradies. Nicht nur die wesentlichen heilsgeschichtlichen Vorgänge, der Sündenfall, die Menschwerdung Gottes und der Erlösungstod und die erwartete Wiederkehr Christi, sondern alles Geschehen überhaupt läßt sich damit im linearen Sinne interpretieren: Richtung und Ziel der Weltgeschichte sind eindeutig definiert.

Karl Löwith: *Weltgeschichte und Heilsgeschehen. Die theologischen Voraussetzungen der Geschichtsphilosophie*, zuletzt Stuttgart 2004.

Es ist das Verdienst von Karl Löwith, deutlich gemacht zu haben, daß nicht nur die mittelalterliche Geschichtsphilosophie, sondern auch die der Neuzeit auf diesem christlichen Heilsdogma beruht. In seinem bald nach dem Zweiten Weltkrieg erschienenen Buch *Weltgeschichte und Heilsgeschehen* weist er nach, daß sich alle bis zum Ende des 19. Jahrhunderts entwickelten geschichtsphilosophischen Systeme von dem heilsgeschichtlichen Grundmuster herleiten, auch wenn sie, wie seit dem 18. Jahrhundert zunehmend der Fall, eine ausgesprochen antichristliche Tendenz aufweisen. Besonders deutlich wird dies beim Marxismus, der genau wie das Christentum ein ursprüngliches Paradies, einen Sündenfall – den Übergang zum Privateigentum –, eine Menschheitserlösung – die Weltrevolution der Arbeiterklasse – und ein freilich irdisches Paradies kennt, von den vergleichbaren äußeren Formen, in denen sich dieser Glaube darstellt, ganz abgesehen (Helden- und Märtyrerverehrung, „Exkommunikation“ von Abweichlern, „heilige Texte“, Prozessionen in Form von Massenaufmärschen).

Die Geschichtsphilosophie des 18. und 19. Jahrhunderts, wie sich im einzelnen besonders bei Voltaire, Rousseau, Condorcet, Herder oder Hegel zeigen ließe, stellt folglich in ihrem Kern die säkularisierte Variante des christlichen Heilsmodells dar – freilich mit einem bezeichnenden Unterschied. Hatte das Christentum eine durchaus realistische Vorstellung von der naturgegebenen Schwäche des Menschen, seiner „Sündhaftigkeit“, so geht man seit der Aufklärung immer mehr zu der Vorstellung über, daß der Mensch von Natur gut ist und daß, schaltet man die traditionellen Autoritäten aus, seiner permanenten Aufwärtsentwicklung im äußerlich-materiellen, aber auch im geistig-moralischen Sinne nichts entgegensteht. Die logische Folge ist eine entschieden progressive Wendung des weiterhin linear verstandenen Geschichtsablaufs – der „Fortschritt“

in allen Lebensbereichen wird zum Credo nicht nur von Literaten und Politikern, sondern von breiten Bevölkerungsschichten. Dabei erliegt das aufstrebende Bürgertum der Faszination des tatsächlichen Fortschritts, der ja etwa in Wissenschaft und Technik, Medizin und Kommunikation nicht zu leugnen ist, und überträgt die Fortschrittsidee auch auf den geistig-moralischen und den politischen Bereich. Das Ziel der säkularen Heilserwartung steht außer Frage: die Menschheit wird sich zu immer lichtereren Höhen hinaufentwickeln.

Wie eine Bombe mußte hier Spenglers These einschlagen, daß es eine Menschheit in diesem Sinne gar nicht gebe („Kenntnis auch nur der allgemeinen Geschichte dieser Welt ist für alle Zeiten unmöglich“), daß sich vielmehr jeweils untereinander nicht verbundene Kulturkreise entwickeln, und zwar nach der Art organischer Wesen, daß jeder dieser Kulturkreise eine Frühzeit, eine Zeit höchster Blüte und eine Spätzeit habe, nach etwa eintausendjähriger Dauer aber unwiderruflich zugrunde gehe. Die abendländische Kultur, so schließt Spengler aus der vergleichenden Betrachtung „gleichzeitiger“ Phasen anderer Kulturen, wird dieses Schicksal ab Beginn des dritten Jahrtausends erleiden, um dann wie alle anderen in die Phase der „Zivilisation“ überzugehen. In dieser Zeit zählen nur noch funktionale Intelligenz, Technik und Geld, während alle produktiven Kräfte des Lebens – Kunst, Kultur im engeren Sinne und jede eigenständige schöpferische Leistung – erloschen sind.

Alle Kulturen durchlaufen nach Spengler einen Frühling (in der antiken Kultur die Zeit zwischen Homer und Hesiod, in der abendländischen die germanische Frühzeit und das Hochmittelalter), einen Sommer (Vorsokratiker, Pythagoräer – Reformation, cartesianisches Zeitalter), einen Herbst (Sophisten, Plato, Aristoteles – Aufklärung, Goethe, Hegel) und einen Winter (Hellenismus, Stoizismus – Darwin, Marx, Nietzsche). Dabei bilden sie während der jeweils parallelen Epochen in Kunst, Wissenschaft und Politik verwandte, gleichwohl kulturspezifische Formen, Inhalte und Abläufe aus (zum Beispiel Dorik „gleichzeitig“ mit Gotik, griechische Geometrie mit moderner Infinitesimalmathematik, Stoizismus mit Sozialismus). Nach dem „Klimakterium“ der jeweiligen Kultur folgt jedoch unvermeidbar das Zeitalter des kulturlosen Fellachentums, der „Plebejermoral“ und des Nihilismus: „Sie predigen das Evangelium der Menschlichkeit, aber es ist die Menschlichkeit des intelligenten Stadtmenschen ... der die Kultur satt hat, dessen reine, nämlich seelenlose Vernunft nach einer Erlösung von ihr und ihrer gebietenden Form sucht ... Die Heraufkunft des Nihilismus ... ist keiner der großen Kulturen fremd. Sie gehört mit innerster Notwendigkeit zum Ausgang dieser unzähligen Organismen.“

Arnold J. Toynbee:
*Menschheit und Mutter
Erde. Die Geschichte der
großen Zivilisationen,*
zuletzt München 1996.

Auch bei Toynbee tritt an die Stelle der linearen Geschichtsbetrachtung die zyklische. *A Study of History* stellt den Werdegang von 21 Kulturen dar, die alle ihre Geburt, ihr Wachstum, ihren Niedergang und ihren Zerfall erleben. Die Entstehung einer Kultur vollzieht sich dabei stets nach dem Prinzip von *challenge and response*: Für eine größere Menschengruppe ergibt sich eine besondere Herausforderung äußerer Natur, der man in schöpferischer Weise begegnet, wodurch die Kräfte geweckt werden, die dann in der Folgezeit den Gang der betreffenden Kultur bestimmen. So besteht die Herausforderung, die zur Entstehung der ägyptischen Kultur führt, in der jährlichen Nilschwemme, die nicht nur eine leistungsfähige Landwirtschaft und einen entsprechenden Handel hervorbringt, sondern im Zusammenhang mit der Bewältigung der sich alljährlich stellenden Aufgaben auch die Entwicklung der Schrift, der Wissenschaft (Geometrie, Astronomie), der Administration und der Staatsorganisation anstößt. In gleicher Weise bildet nach Toynbee die Weite des Meeres um die Insel Kreta die Herausforderung für die Entwicklung der minoischen Kultur (als Folge Entstehung von Flotte, Handel und Kulturaustausch), während die Geburt der griechischen Kultur mit den außerordentlich unfruchtbaren Böden Attikas zusammenhängt, auf denen nur die Olive gedeiht; wegen der einseitigen landwirtschaftlichen Produktion werden Handwerker, in erster Linie Töpfer, und Händler für den Vertrieb des Olivenöls benötigt, so daß sich schließlich eine Siedlung mit Fernhandel und Flotte, die Polis Athen, bildet.

Die einzelnen Kulturen entwickeln sich bei Toynbee nicht so isoliert voneinander wie bei Spengler, vielmehr gibt es mannigfache Beziehun-

gen zwischen ihnen, auch Mutter- und Tochterkulturen. Wie Spengler geht jedoch auch Toynbee von der Parallelität bestimmter innerlich verwandter Entwicklungsphasen aus. So fällt jeweils in die Epoche des Niedergangs eine „Zeit der Wirren“, in die des Zerfalls das „Zeitalter der Großstaaten“. Auch Toynbees Kulturen, die er „Gesellschaftskörper“ nennt, enden in Sterilität, wenngleich diese sich nicht so extrem darstellt wie bei Spengler: „Ein Versagen der schöpferischen Kraft in der Minderheit, als Antwort darauf ein Rückgang der Nachahmung auf seiten der Mehrheit und ein sich daraus ergebender Verlust der sozialen Einheit im Gesellschaftskörper als ganzem.“ Schließlich wird das Proletariat tonangebend – auch das „innere Proletariat“, das sich durchaus mit dem Besitz materieller Güter verträgt: „Der wahre Stempel des Proletariertums ist weder Armut noch niedrige Geburt, sondern das Bewußtsein ... seines Platzes in der Gesellschaft beraubt ... zu sein sowie das Ressentiment, das dieses Bewußtsein einflößt.“



Arnold J. Toynbee, Foto aus den dreißiger Jahren

Betrachtet man aus dem kritischen Abstand, den die seither vergangenen Jahrzehnte gestatten, die beiden geschichtsphilosophischen Werke unter formalen, inhaltlichen und methodologischen Gesichtspunkten, so wird zunächst, wie nicht anders zu erwarten, eine gewisse Zeitgebundenheit der Autoren deutlich. Toynbee polemisiert wiederholt gegen „Militarismus“ und „Rassismus“ und verweist damit auf die Entstehungszeit seines Buches, übrigens auch dadurch, daß er dem *British Commonwealth* noch einen hohen Stellenwert beimißt. Spengler verwendet unbefangen und mit auffällender Häufigkeit Begriffe wie „Rasse“ oder „Blut“ und gibt sich damit ebenso als Kind seiner Zeit zu erkennen wie durch die apodiktisch-undifferenzierte Art der Darstellung und den unbekümmerten Anspruch auf Allgemeingültigkeit, der möglichen Widerspruch gar nicht in Erwägung zieht. Mit großem Gestus wendet er sich gegen manche geistig-politischen Vorstellungen seiner Epoche, aber er tut es – wie Nietzsche – im Stil der Epoche. Seinen Kritikern begegnet er mit blanker Verachtung, während Toynbee bereits im Vorfeld seiner Veröffentlichung mit Spezialisten und Fachhistorikern über bestimmte Passagen seines Werks korrespondiert hat und sich damit besser absicherte.

Ernst Nolte: *Geschichtsdenken im 20. Jahrhundert. Von Max Weber bis Hans Jonas*, zuletzt Berlin 1992.

Beide Werke sind ungeachtet ihrer großen Verkaufserfolge auch auf inhaltlichen Widerspruch gestoßen, nicht nur von seiten der Fachwelt. Bei der grundlegenden Konzeption, dem Umfang und der Vielfalt der behandelten Gegenstände und dem jeweils erhobenen Anspruch erscheint das nicht eben verwunderlich. Auf Widerspruch stieß vor allem der tiefe Pessimismus, mit dem beide Autoren die Kulturentwicklung betrachten. Zu Beginn des dritten Jahrtausends läßt sich nun allerdings kaum mehr übersehen, daß sich die abendländische Kultur derzeit nicht eben beeindruckend darstellt. Qualität und Dichte der künstlerisch-literarischen Leistungen in Europa sind seit der Zeit Spenglers, die ja noch den Symbolismus und den Expressionismus hervorgebracht hat, erheblich zurückgegangen, von den vorangehenden kunstgeschichtlichen Epochen ganz zu schweigen. Was Toynbee über die gesellschaftliche Spaltung, das innere Proletariertum und dessen Ressentiment gegenüber besser ausgestatteten Mitbürgern sagt, über die Bedeutung des Neides in der Gesellschaft also, erscheint bei kritischer Betrachtung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse ebenfalls wohlbegründet. Schließlich kommt man nach der Entwicklung der letzten Jahrzehnte gar nicht umhin, der Vorstellung Spenglers vom „Klimakterium“, das er ausdrücklich auch im demographischen Sinn versteht, zumindest in diesem Punkt voll zuzustimmen.

Begründeter scheint die Kritik, die sich gegen die postulierte Allgemeingültigkeit, die Quasi-Naturgesetzmäßigkeit richtet, die beide Autoren für ihre Theorien in Anspruch nehmen. Es fällt tatsächlich schwer zu glauben und ist nach allen Erfahrungen in anderen Lebensbereichen unwahrscheinlich, daß sich zeitlich und räumlich sehr weit voneinander ent-

fernte Kulturen in allen ihren Phasen so frappierend ähnlich, wie behauptet, entwickelt haben sollen. Wenn, um je ein Beispiel anzuführen, Toynbee auf der Allgemeingültigkeit des Prinzips von *challenge and response* beharrt, Spengler die absolute Isolation der jeweiligen Einzelkulturen als unantastbaren Grundsatz seines Systems ansieht, so widerspricht solcher Rigorismus nicht nur aller Lebenserfahrung, sondern läßt sich auch mit dem Stand der heutigen Forschung nicht in Einklang bringen.

Damit erhebt sich die Frage nach dem Zusammenhang zwischen inhaltlicher Aussage und methodischem Ansatz. Könnte es sein, daß der epochale, aber schlagartig-unvermittelte Übergang von der linearen zur zyklischen Geschichtsbetrachtung von gewissen Irritationen und Trübungen begleitet gewesen ist, die sich erst im weiteren Verlauf der geschichtsphilosophischen Entwicklung wieder verloren haben oder verlieren werden. Es wäre nicht das erste Mal, daß ein einschneidender Paradigmenwechsel nicht sofort, sondern erst im Laufe der Zeit zu überzeugenden Resultaten geführt hat. So hat es nach der „kopernikanischen Wende“ noch lange gedauert, bis sich die Astronomie und die Physik zu Wissenschaften im heutigen Sinne entwickelten. Auch die Geographie, die Chemie und die Medizin standen während der Renaissance und auch noch danach vielfach im Banne von Vorstellungen, die mit sachlicher Forschung wenig zu tun hatten, wohl aber geeignet waren, den jeweiligen Gegenstand zu verzeichnen. Es erscheint durchaus denkbar, daß auch die ersten Vertreter einer zyklischen Geschichtsphilosophie in ihrem verständlichen Bemühen, das absolut unhaltbar gewordene progressiv-lineare Modell durch ein tragfähigeres zu ersetzen, in einen zu angestregten Gestus verfielen und – möglicherweise noch unter dem Eindruck der gerade damals große Triumphe feiernden Naturwissenschaften – die einzelnen Kulturen als allzu geschlossene Regelsysteme interpretiert haben.

Arnold J. Toynbee: *Krieg und Kultur. Der Militarismus im Leben der Völker*, zuletzt Frankfurt a.M. 1958.

Gerade das 20. Jahrhundert, das Spengler nur zu einem Drittel, Toynbee zu drei Vierteln erlebt hat, bietet reichlich Anschauungsmaterial dafür, daß Geschichte bloß teilweise als sinnvolles System von Kausalketten und logisch begründeten Abläufen interpretiert werden kann, daß es daneben auch viel anscheinend Sinnloses, Ordnungs- und Strukturloses gibt, das sich dem rationalen Zugriff entzieht. Trotz aller technisch-gesellschaftlichen Zwänge des Massenzeitalters behauptet sich nach wie vor die menschliche Freiheit als geschichtswirksames Phänomen: Nicht nur überindividuelle Zwangsläufigkeiten, sondern auch die bewußte Einzelentscheidung und der persönliche Gestaltungswille beeinflussen den Gang der Ereignisse. Eine sehr wichtige, häufig unterschätzte Rolle spielt ferner, etwa bei militärischen Entscheidungen oder in der Biographie handelnder Personen, der schlichte Zufall, ferner kollektive Psychosen, Seuchen wie Pest oder Aids, Naturkatastrophen, Epidemien, Klima- und Umweltveränderungen. Dies alles, wiewohl von erheblicher Bedeutung für historische Abläufe, läßt sich entweder gar nicht oder nur teilweise in ein geschlossenes System integrieren; manche dieser Erscheinungen entziehen sich einer befriedigenden logischen Durchdringung überhaupt.

Der Untergang des Abendlandes und *A Study of History* haben das unbestrittene Verdienst, die Geschichtsphilosophie aus der Sackgasse geführt zu haben, in die sie sich durch die bewußte oder unbewußte Bindung an die christliche Heilsgeschichte und vor allem durch die weitgehende, im Nachhinein geradezu peinlich oder jedenfalls unverständlich wirkende Unterwerfung unter das Fortschrittsdogma manövriert hatte. Hinsichtlich Form, Inhalt und Methodik beider Neuansätze sind jedoch aus heutiger Sicht Abstriche zu machen. Die Autoren neigen in wesentlichen Punkten zu einem von der Sache nicht zwingend gebotenen Rigorismus, der zwar die jeweiligen geschichtsphilosophischen Systeme als in sich geschlossen erscheinen läßt, aber vielfach über das Ziel hinausschießt. Die polternd-dröhnende Sprache, die selbstgefällige, arrogant wirkende Attitüde, mit der Spengler sein Ideengut vorträgt, sind heute nur schwer zu verdauen.

Beide Geschichtsdenker, Spengler in radikaler, Toynbee in moderaterer Weise, neigen dazu, nach Form und Inhalt zu überziehen und dadurch ihre fruchtbaren, gut begründeten und vor allem dringend erforderlichen Neuansätze unnötig zu belasten. Strenggenommen haben sie lediglich eine simple geometrische Figur – die aufsteigende Gerade – durch eine andere, ebenso simple – den Kreis – ersetzt. Geschichte ist komplizierter.

Autoren dieses Heftes

Peter R. Hubert, 1949, studierte Geschichte, Philosophie und Mathematik in München und Cambridge. Lebt als PR-Berater in London.

Thomas Kretzschmer, 1975, studierte Germanistik und Politik in Hannover und Bochum. Führt ein Café in Essen.

Buchveröffentlichungen der letzten Jahre:

Konservativ kochen. Politische Menüs für Einsteiger. Privatdruck 2005

Frank Lisson, 1970 in Norddeutschland, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie in Würzburg und München. Er ist Publizist und freier Mitarbeiter verschiedener Rundfunkanstalten und lebt in Würzburg.

Buchveröffentlichungen der letzten Jahre:

Oswald Spengler. Philosoph des Untergangs, Schnellroda 2005

Friedrich Nietzsche, München 2004

Wiggo Mann, 1972, studierte Politik und Soziologie in Berlin und Halle an der Saale. Derzeit Promotion über sozialistische Konzeptionen von rechts.

Ulrich March, 1936, studierte Germanistik und Geschichte in Köln, Berlin und Kiel, promoviert als Historiker.

Buchveröffentlichungen der letzten Jahre:

Dauer und Wiederkehr. Historisch-politische Konstanten, Schnellroda 2005

gemeinsam mit Peter Bollmann und Traute Petersen:

Kleine Geschichte der Deutschen, Schnellroda 2004

Kleine Geschichte Europas, Schnellroda 2004

Karlheinz Weißmann, 1959, Studium der Geschichte und Evangelischen Theologie, promoviert als Historiker.

Buchveröffentlichungen der letzten Jahre:

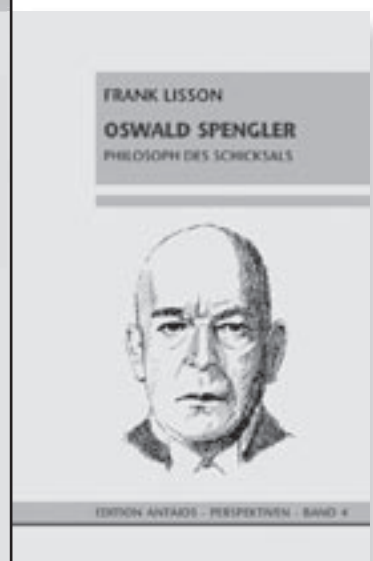
Die Besiegten, Schnellroda 2005

Männerbund, Schnellroda 2004

Reihe Perspektiven
Der neue Band

Oswald Spengler
Philosoph des Schicksals

von Frank Lisson
bei Edition Antaios



ISBN 3-935063-04-0
140 Seiten, Broschur, 12 €

www.edition-antaios.de

Der blinde Spiegel – Spenglers unrezipierte Rezeption außerhalb Europas

von Thomas Kretzschmer

Der Einfluß des spenglerschen Denkens auf die verschiedenen Strömungen, Persönlichkeiten, politischen und kulturellen Ideen vor allem in den USA, aber auch darüber hinaus, wurde bisher nicht umfassend untersucht. Es lassen sich daher nur Schlaglichter auf die Rezeption dieses Denkers werfen, der dem abgedankten deutschen Kaiser schrieb, jeder Einwohner der westlichen Welt werde im geistigen Sinne zukünftig Amerikaner sein, und zugleich unamerikanischer in der Schwere und Melancholie seines Denkens gar nicht sein konnte.

Der prominenteste Spenglerianer in den USA ist Henry Kissinger. In seiner Stellung als nationaler Sicherheitsberater Richard Nixons und als Außenminister war er geradezu die Verkörperung des Spenglerschen Tatsachenmenschen. Er widmete Spengler in seiner voluminösen Abschlußarbeit *Die Bedeutung der Geschichte* ein eigenes Kapitel unter der Überschrift „Geschichte als Intuition“. Seine Betrachtung bewegt sich im Spannungsfeld zwischen dem Geschichtsdeterminismus Spenglers und dem Freiheitsbegriff von Immanuel Kant. Seine jugendliche Begeisterung für Kants politische Schriften hätte Kissinger vielleicht zu Wilsonschen Ansichten von Amerikas Mission und Interessen führen können, statt dessen wandte er sich den Fürsten Metternich und Bismarck zu – den beiden größten Praktikern der Machtpolitik. Daß Kissinger sich nicht zum Verfechter der idealistischen Position, wie sie heute vor allem von den neokonservativen Theoretikern vertreten wird, entwickelt hat, verdankt sich nicht zuletzt einer grundsätzlich pessimistischen Anthropologie, die für alle Vertreter der realistischen Schule kennzeichnend ist. Prof. Stanley Hoffmann, ein Bekannter aus Studententagen, wußte zu berichten: „Henry schien, in seiner Melancholie, stets mit dem Geist von Spengler an seiner Seite herumzulaufen“.

Auch andere einflußreiche politische Praktiker in den USA waren von Spengler fasziniert. George F. Kennan lernte Spenglers Schriften 1926 bei seinem Deutschlandaufenthalt in Berlin und Heidelberg kennen. Paul Nitze, der von 1963 bis 1967 an der Spitze des Marineministeriums gestanden und acht Präsidenten in verschiedenen Funktionen, zuletzt Ronald Reagan, gedient hatte, gab Ende der dreißiger Jahre seine Tätigkeit an der Wall Street auf und beschäftigte sich in Harvard intensiv mit dem *Untergang des Abendlandes*. Spengler machte großen Eindruck vor allem bei politischen Realisten und traditionellen Konservativen, die sich schon im Grundsätzlichen vom Optimismus und Moralismus der Neokonservativen unterscheiden. In einer kritischen Buchbesprechung des vom neokonservativen Vordenker Robert Kagan verfaßten Titels *Paradise and Power* im *American Conservative* empfahl der Rezensent dem amtierenden Präsidenten Bush, er solle nach dem Irakkrieg statt den essayistischen Schriften seiner neokonservativen Berater zu folgen, lieber zu den Schriften von Oswald Spengler greifen. Von Spengler könne der Präsident lernen, daß Imperialismus eine Folgeerscheinung der kulturellen Dekadenz sei und in seiner Konsequenz in die Barbarei führe. Daß man aus Spenglers Ausführungen auch lernen könnte, daß der neue Cäsarismus das zwangsläufige, und daher unabwendbare, Endstadium einer jeden Zivilisation darstellt, verschweigt der Autor allerdings.

Insgesamt kann der Pessimist Spengler kaum die Rolle des konservativen Vordenkers ausfüllen. Das zeigt auch das Pamphlet des rechtskonservativen mehrfachen Präsidentschaftskandidaten Patrick Buchanan. Buchanans Buch *The Death of the West* ist schon im Titel an *Decline of the West* angelehnt, die englische Übersetzung von Spenglers *Untergang des Abendlandes*. Anders als Spengler kennt Buchanans Abgesang auf den Westen, der sich durch Geburtenschwund und Masseneinwanderung selbst zugrunde richte, allerdings einen Schuldigen, nämlich die Frankfurter Schule und die aus ihr hervorgegangene Neue Linke, deren Protagonisten somit zu Akteuren von welthistorischem Format aufgeblasen werden. Nichts könnte dem Kulturpessimismus Spenglers, der für Intellektuelle nur Verachtung übrig hatte, ferner stehen. Den Niedergang als Fatum zu akzeptieren, kann verständlicherweise für die traditionelle christliche Rechte der USA kein attraktives ideologisches Fundament bieten. Somit beschränkt sich die Rezeption lediglich auf bestimmte Elemente der Spenglerschen Weltsicht, insbesondere auf die These von der kulturellen Degeneration des Westens.

Intensiver wurde Spengler allerdings im Lager der politisch kaum relevanten, extremen amerikanischen Rechten studiert. Für diesen Rezeptionsstrang steht wie kein zweiter der Name des Juristen Francis Parker Yockey, der sich selbst als legitimen Nachfolger Spenglers ansah. Sein kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs verfaßtes Hauptwerk *Imperium – The Philosophy of History and Politics*, das er Adolf Hitler widmete, folgt der Spenglerschen Theorie mitunter bis ins Detail und fordert folgerichtig ein großes europäisches Imperium als krönenden Abschluß der abendländischen Kulturentwicklung. Mit der „europäischen Revolution“ von 1933 sei ein erster Schritt in diese Richtung erfolgt. Ein mächtiges Hindernis auf diesem sehr spezifischen Weg zur europäischen Einheit sah der Antisemit Yockey vor allem im „Semitismus“ kleiner „kulturentstelter“ Gruppen Rußlands und Amerikas, wobei beide Länder ohne diese „Kulturverderber“ wohl durchaus zum abendländischen Imperium Yockeys dazugehören könnten. Die große kulturpessimistische Verachtung der „Händler“ und des „Wuchers“ ließen Yockey dann auch aus dem Lager der streng antikommunistischen amerikanischen Rechten ausscheren und zu einer verhalten positiven Bewertung der Sowjetunion gelangen.

Die Übernahme der kulturellen Dekadenzthese ist nicht auf die amerikanische Rezeption beschränkt. Auch und gerade außerhalb des Westens wird ein spezifisches Phänomen heftig kritisiert, das jüngst unter dem Begriff „Okzidentalismus“ gefaßt wurde. Damit sind vor allem die klassischen kulturkonservativen Ressentiments gegenüber der materialistischen und ethnisch gemischten Großstadt, gegenüber der „Seelenlosigkeit“ von Aufklärung und Wissenschaft sowie gegenüber dem gesetzten Wirtschaftsbürgertum und der „Gottlosigkeit“ der Moderne gemeint. Es handelt sich bei diesen Verächtern des Westens überwiegend um urbane Intellektuelle, nicht etwa um traditionell lebende Bauern oder Krieger.

Walter Isaacson: *Kissinger. Eine Biographie*, Berlin 1993.

Patrick J. Buchanan: *Der Tod des Westens. Geburtenschwund und Masseneinwanderung bedrohen unsere Zivilisation*, Selent 2002.

Francis Parker Yockey: *Chaos oder Imperium? Das Abendland zwischen Untergang und Neubeginn*, Tübingen 1976.

*Kampf der Kulturen,
McDonalds auch in der
arabischen Welt*



Ian Buruma und Avishai
Margalit: *Okzidentalismus. Der Westen in den
Augen seiner Feinde*, Mün-
chen und Wien 2005

Bin Laden hatte eine Bauingenieurausbildung genossen, bevor er zum Al Quaida-Chef aufstieg und bei den Attentätern des 11. September handelte es sich ebenfalls um gebildete junge Männer und nicht um arabische Ziegenhirten. Eines der bekanntesten Beispiele für diesen Typus ist sicher der islamistische Vordenker Said Qutb, der 1948 eine Weile in New York lebte, wo er sich besonders über die sexuelle Freizügigkeit und die Israelfreundlichkeit der Amerikaner erregte. Ihren Ursprung haben diese Ressentiments in ihrer intellektuellen Ausformung in Europa, und hier vor allem in Deutschland. Die Gegengifte der Aufklärung, die in Europa entstanden, wurden später in andere Teile der Welt exportiert. Dort treten sie dem Westen heute als vermeintlich fremdartige Phänomene entgegen.

Auch im Kontext des Islamismus spielen kulturkonservative deutsche Philosophen und Schriftsteller eine besonders bedeutsame Rolle. In dem traditionell mit Buchübersetzungen äußerst sparsamen arabischen Raum gab es immerhin schon in den zwanziger Jahren Übersetzungen von Ernst Jünger. Der Panarabismus der Baath-Partei war stark vom ethnischen Nationalismus deutscher Provenienz beeinflusst. Allerdings verlief die Spengler-Rezeption allgemein recht selektiv und oberflächlich. Meist wird die Dekadenzthese lediglich in bezug auf den Westen übernommen. Abdelhaq Layada etwa, ein algerischer Karoserieschlosser, dessen „Bewaffnete Islamische Gruppe“ (GIA) 1993 viele Algerier aus der Mittel- und Oberschicht tötete, berief sich in einem Interview mit der Zeitung *Al Schahada* im März 1993 auf Spengler, da dieser den „Niedergang des Westens“ bestätigt habe. Bei näherer Betrachtung sind dagegen Spenglers Kulturrelativismus und die Doktrin des Islam kaum miteinander zu vereinbaren. Der Muslim glaubt, genau wie der Christ, an die Unvergänglichkeit der Handlungen und Errungenschaften des Menschen sowie ein festes Ziel des individuellen und kollektiven Geschichtsverlaufes, den Tag der Auferstehung und des Gerichtes mit all seinen geschichtsphilosophischen Implikationen. Spenglers am „Antichristen“ Nietzsche orientierte fatalistische Sicht des Geschichtsverlaufes könnte ein gläubiger Muslim niemals akzeptieren.

Kepel, Gilles: *Das
Schwarzbuch des Dschihad. Aufstieg und Nieder-
gang des Islamismus*, Mün-
chen und Zürich 2002

Layadas Hinweis auf Spengler steht stellvertretend für Dutzende entsprechende Hinweise auf einschlägigen Websites, auch von gemäßigten Muslimen. Im populären Bewußtsein außerhalb Deutschlands und Europas scheinen Spengler und der Niedergang des Westens fast standardmäßig in einen wenngleich oberflächlichen Zusammenhang gebracht zu werden. In der renommierten *Asia Times* etwa schreibt ein Autor unter dem Pseudonym „Spengler“ schon seit Jahren seine ätzenden Betrachtungen zur Weltpolitik, und insbesondere zum demographischen Niedergang Europas nieder, ohne daß dies auf dem alten Kontinent ernsthaft rezipiert würde.

Daß eine unterschwellige, nicht klar quantifizierbare Rezeption der Spenglerschen Thesen auch bei einem breiteren amerikanischen Publikum existiert, wird schon anhand eines Blicks auf die amerikanische Presselandschaft deutlich. Am Rand der großen Debatten treten dort bestimmte Verweise, Diskussionen und direkte Bezüge auf Spengler sporadisch an die Oberfläche. Mit der Leserbriefüberschrift „Spengler was right“ reagierte im September 1996 ein Leser des *Spectator* auf eine gegen Spengler gerichtete Polemik mit einer genauen Darlegung und Richtigstellung der von Spengler vorgelegten Zeittafeln und ihrer Übereinstimmung mit der eingetretenen Entwicklung. In einem weiteren Leserbrief wurde die Ignoranz gegenüber dem Werk Spenglers angeprangert, der schon in den dreißiger Jahren die heutige Situation vorausgesagt habe. Spenglers Prognose von der Allianz der Unterklassenanarchie und dem Aufstand der farbigen Völker sei eine exakte Vorwegnahme der gegenwärtigen Bewegung für eine antirassistische und multikulturelle Gesellschaft. In einem langen Artikel der *Kansas City Post* vom 4. Dezember 2004 wird die christliche Apokalypse, die im Ideengut der religiösen Rechten einen großen Stellenwert besitzt, in ein Verhältnis gesetzt mit der Gestalt der von Spengler beschriebenen Spätzivilisation. Der Autor sieht in der Gegenwart deutliche Zeichen für die Erfüllung der Spenglerschen Prophezeiung. Der demographische Niedergang Europas und das Anwachsen muslimischer Minderheiten in Europa werden, Spengler folgend, in Analogie zur Entvölkerung und Neubesiedlung des römischen Territoriums in der Spätantike interpretiert. Nach dem 11. September konstatierte Oliver Bennett im *New Statesman*, der Pessimismus sei zur vorherrschenden geistigen Grundhaltung aufgestiegen und hätte die Progressionstheorien der Aufklärung endgültig abgelöst. Diese geistige Depression habe bereits in den sechziger Jahren eingesetzt und seine wichtigsten Vordenker seien Oswald Spengler und Sigmund Freud. Gerade in akademischen Kreisen blühe der intellektuelle Pessimismus in Form der postmodernen Wertekritik, der sich zu einer der mächtigsten Kräfte des herrschenden Zeitgeistes aufgeschwungen habe. Der intellektuelle Optimismus sei in die Defensive geraten. Francis Fukuyama sei mit seiner These vom Ende der Geschichte einer der letzten einflußreichen, gegen den Strom der Degenerationstheoretiker schwimmenden Denker.

Fukuyama mag zunächst tatsächlich als liberaler Gegenpol zur spenglerschen Geschichtsbetrachtung erscheinen. Bei genauerer Betrachtung zeigen sich jedoch gerade in seinen neuesten Arbeiten Parallelen zu Spenglers zyklischer Geschichtsbetrachtung. Der Optimismus von Fukuyama ergibt sich nicht wie unterstellt aus einem einseitig linear-progressiven Geschichtsbild, sondern daraus, daß er von kürzeren Zyklen der kulturellen Degeneration und sittlichen Erneuerung ausgeht. Der Prozeß, der bei Spengler ein Millennium umfaßt, ist bei Fukuyama auf hundert bis hundertfünfzig Jahre verkürzt. In seinem 1999 erschienenen Buch *Der Große Bruch* beschreibt Fukuyama die Dekadenzerscheinungen der westlichen Gesellschaft, den Rückgang der Geburtenraten, den Anstieg der Kriminalität, den Verfall der Familie und den Verlust von Sozialkapital. Eine ähnliche Entwicklung habe sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vollzogen, die dann durch neue Formen der sozialen Disziplinierung in der Viktorianischen Ära überwunden worden sei. In den fünfziger Jahren habe der in den zwanziger Jahren erst nur in der Elite einsetzende moralische Bruch langsam die gesamte Gesellschaft erfaßt, die Gegentendenzen seien jedoch schon klar erkennbar und würden in der ersten Hälfte des 21. Jahrhunderts quasi zu einem neuen Viktorianischen Zeitalter führen, womit erneut ein kulturhistorischer Zyklus seinen Anfang nehme.

Ein von dem Fukuyamas abweichendes Zyklenmodell legte der Historiker Paul Kennedy in seinem Werk *Aufstieg und Fall der großen Mächte* dar. Kennedy sieht die Weltgeschichte als ewigen Prozeß des Auf- und Abstiegs von Großmächten, bedingt durch die Spannung

Francis Fukuyama: *Der Große Bruch. Wie unsere Gesellschaft eine neue Ordnung erfindet*, Wien 2000.



Die USA, das neue Rom



Büste von Fritz Behn

Paul Kennedy: *Aufstieg und Fall der großen Mächte. Ökonomischer Wandel und militärischer Konflikt von 1500–2000*, Frankfurt a.M. 1987

Samuel P. Huntington: *Der Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert*, München 1996.

zwischen der Begrenztheit ökonomischer Ressourcen und die Anforderungen hegemonialer Expansion. Der Niedergang eines Reiches kann durch geschickte Politik zwar hinausgezögert, jedoch langfristig nicht verhindert werden. Kennedys Argumenten kam in der Abrüstungsdebatte und der Diskussion über die Überforderung des US-Haushalts und der amerikanischen Wirtschaft besonders in der Clinton-Ära eine gewisse Bedeutung zu.

Neben Vorstellungen von kultureller Degeneration und der Popularität zyklischer Geschichtsbilder gewann noch ein drittes Element des spenglerschen Denkens seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs an Bedeutung. Der Kulturdeterminismus, also die Vorstellung, daß alle politischen, ökonomischen und ideologischen Entwicklungen durch einen kulturellen Rahmen mehr oder weniger vorgegeben sind, korrespondiert dabei mit dem Kulturrelativismus, der Idee nebeneinander existierender Wertesysteme, die nur aus sich selbst heraus verstanden werden dürfen und einen universellen Wertekonsens unmöglich machen. Für viele „Okzidentalisten“ ist der

Kulturrelativismus anziehend, weil sich durch seine Brille die Dominanz des Westens und die Globalisierung als kulturell fremde Ausläufer der „abendländischen Kultur“ deuten lassen, denen die anderen Kulturen nicht dauerhaft unterliegen werden. Die reine Lehre der Spenglerschen Kulturkreistheorie bietet diesbezüglich aber wenig Erfreuliches. Arabische Nationalisten beispielsweise dürfte es wenig begeistern, daß nach dem *Untergang des Abendlandes* die „arabische Kultur“ bereits mit der Erfindung des Islam den Übergang zur Zivilisationsphase und damit zum Niedergang vollzogen und darüber hinaus lange Zeit lediglich eine sogenannte „Pseudomorphose“ durchgemacht habe. Die Kulturkreislehre stand vor dem Zweiten Weltkrieg in der deutschen Völkerkunde hoch im Kurs. Ihr großer Popularisierer war der Afrikaforscher Leo Frobenius, der Spengler nach dem Ersten Weltkrieg kennengelernt und das Institut für Kulturmorphologie gegründet hatte. In Frobenius' Münchner Zeit bis 1925 kam es zu einer intensiven Zusammenarbeit der beiden Kulturtheoretiker. Über diesen Kanal beeinflusste das kulturmorphologische Denken frankophone Afrikaner und Afroamerikaner wie Senghor, Diop, Césaire, Damas und Maran, die in den dreißiger Jahren zu Begründern der philosophisch-literarischen Bewegung der *Négritude* wurden.

In den USA wurde die kulturalistische Sichtweise in jüngster Zeit am populärsten durch den politischen Bestseller *Kampf der Kulturen* von Samuel Huntington vertreten, der ebenfalls dem Lager der politischen Realisten um die Zeitschrift *Foreign Affairs* zuzurechnen ist. Bei Huntington ist die Spenglerrezeption explizit und klar formuliert, allerdings verzichtet er auf zyklische Modelle und fatalistische Niedergangsszenarien. Wie bei Spengler bilden Kulturkreise bei Huntington die primären Größen der Identitätsbildung, woraus folgt, daß auch die globalen Konfliktgrenzen im wesentlichen kulturell bestimmt sind. Er identifiziert einen konfuzianischen, einen islamischen, einen hinduistischen und einen slawisch-orthodoxen Kulturkreis und einen westlichen, der durch das jüdisch-christliche Erbe gekennzeichnet ist. An den geographischen und politischen Grenzen, an denen diese kulturellen Großräume aufeinandertreffen, entstehen sogenannte „Bruchlinienkonflikte“. Diese Konflikte werden wegen ihres kulturellen Kerns besonders blutig und grausam ausgetragen. Kritiker warfen Huntington vor, ein Ersatzmodell für das Freund-Feind-Schema des Kalten Krieges entwickeln zu wollen, in dem Muslime und Hindus die Rolle der Kommunisten, die Kulturkreise die Funktion von kompakten politischen Bündnissystemen übernehmen und die Bruchlinien eine Art kulturellen „Eisernen Vorhang“ bilden, orientiert an dem Diktum Spenglers, daß Kulturen keine Fenster besäßen.

Huntingtons kulturalistische Sichtweise steht in den USA in einem sehr breiten politischen und wissenschaftlichen Kontext. Über Franz Boas, den Vater der amerikanischen Kulturanthropologie, fanden die deutsche Philosophie des 19. Jahrhunderts und vor allem der deutsche Kulturbegriff breiten Einzug in den intellektuellen Diskurs Amerikas. „Es gibt so viele Moralen, als es Kulturen gibt, nicht mehr und nicht weniger.“ Dieses

Spenglersche Diktum hatte Boas schon vor dem Erscheinen des *Untergangs* herausgearbeitet. Nach dem Zweiten Weltkrieg trat der Kulturrelativismus, verbreitet durch Boas' zahlreiche Schüler, seinen Siegeszug durch die amerikanischen Universitäten an. Boas Schülerin Ruth Benedict, die während des Krieges Studien über den japanischen Nationalcharakter betrieben hatte, legte ihrem ethnologischen Klassiker *Patterns of Culture* Spenglers Unterscheidung von faustischen und apollinischen Kulturen zugrunde. Das Buch wurde ein Riesenerfolg, in 24 Sprachen übersetzt und über zwei Millionen Mal verkauft.

Ruth Benedict: *Urformen der Kultur*, Hamburg 1955.

Clifford Geertz erklärte, es sei der richtige Text zur richtigen Zeit gewesen. Geertz selbst trug mit seiner „dichten Beschreibung“ und seiner Symboltheorie viel zur Weiterentwicklung der Kulturtheorie bei. Nach dieser Theorie leiden die Staaten der Dritten Welt darunter, daß ihnen neue westliche Konzepte übergestülpt worden seien, die mit den alten traditionellen Kulturen in einem Spannungsfeld stünden, man könnte vielleicht in Spenglerscher Terminologie sagen, daß sie eine „Pseudomorphose“ durchmachen. Geertz wurde somit zum Vater des modernen kulturellen Essentialismus. Kritiker haben diesen Denkstil als „kognitive Apartheid“, „kognitive Anarchie“ oder auch als „kulturellen Fundamentalismus“ bezeichnet, da ökonomische, politische und gesellschaftliche Konflikte einseitig auf kulturelle, ethnische und religiöse Differenz zurückgeführt würden.

Clifford Geertz: *The integrative Revolution: Primordial sentiments and Civil Politics in the New States*, 1963.

Man muß konstatieren, daß es weder in den Vereinigten Staaten noch anderswo eine wirkliche Akzeptanz des Spenglerschen Gesamtentwurfes gegeben hat. Dafür scheint sein Geschichtsbild zu monolithisch, sein Pessimismus zu wenig konstruktiv. Aber über viele Rinnsale haben Elemente seines Weltentwurfes Einzug in verschiedene zum Teil gegensätzliche Diskurse gefunden, vom politischen Realismus bis zur Postmoderne, vom weißen Suprematismus bis zum Multikulturalismus, von der christlichen Rechten bis zum Islamismus. Diese, zum Teil stark verzerrten und fragmentierten Spiegelbilder der Spenglerschen Kulturtheorie außerhalb Europas im einzelnen nachzuweisen und herauszuarbeiten, wäre eine lohnende Aufgabe für die deutsche Kulturwissenschaft.

ISBN 3-902475-02-1

Armin Mohler / Karlheinz Weißmann

DIE KONSERVATIVE REVOLUTION IN DEUTSCHLAND 1918–1932

Ein Handbuch

6., völlig überarb. und erweiterte Auflage, ca. 640 Seiten, ca. 100 S/W-Abbildungen, 15 x 23 cm, geb. mit Schutzumschlag

Preis: ca. € 49,90 / sfr 85,50

Das in fünf Auflagen erschienene bio-bibliographische Handbuch (ursprünglich Wissenschaftliche Buchgesellschaft) von Armin Mohler ist längst ein Klassiker und unverzichtbares Hilfsmittel für jeden, der sich mit der Geschichte der rechten und konservativen geistesgeschichtlichen Strömungen während der Weimarer Republik beschäftigt.

Für die sechste Auflage wurde das Standardwerk von einem der profunden Kennern der Materie, Karlheinz Weißmann, überarbeitet, und auf den Stand der neuesten wissenschaftlichen Forschung gebracht.

Über 350 Personen werden in Kurzbiographie mit ausführlicher Bibliographie vorgestellt, darunter Carl Schmitt, Ernst Jünger, Oswald Spengler, Thomas Mann, Edgar Julius Jung, Ludwig Klages, Hans Zehrer und der Tat-Kreis, Othmar Spann, Hans Freier, Stefan George, Hermann Löns, Hugo von Hofmannsthal, Gottfried Benn, Martin Niemöller, Ernst Niekisch u.a.

Erstmals mit umfassendem Bildteil!

Erscheinungstermin August 2005



ARES VERLAG

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder gleich direkt im Versand über:

„Bücherquelle“, Hofgasse 5, A-8011 Graz, Tel.: +43/316/82 16 36, Fax +43/316/83 56 12
E-Mail: office@ares-verlag.com, Internet: www.ares-verlag.com

Dokumentation: Verenden und Neubeginn

von Fritz Schachermeyr

Der Althistoriker Fritz Schachermeyr ist der breiteren Öffentlichkeit heute kein Begriff mehr, obwohl seine Griechische Geschichte in zahllosen Auflagen bis in die achtziger Jahre weit verbreitet war. Aber auch unter denjenigen, die dieses Buch damals zur Hand nahmen, dürfte der Untertitel „Mit besonderer Berücksichtigung der geistesgeschichtlichen und kulturmorphologischen Zusammenhänge“ nur wenigen aufgefallen sein. Dabei ist der Bezug zu Spenglers Vorgehensweise und Terminologie offensichtlich, und Schachermeyr gehörte zu den wenigen Fachwissenschaftlern, die Spengler so offen ihre Referenz erwiesen und sich zur Notwendigkeit einer „Art von angewandter Geschichtsphilosophie“ bekannten.

Von einer persönlichen Begegnung zwischen beiden Gelehrten ist nichts bekannt. Doch hat der 1895 in Urfahr, nahe Linz geborene Schachermeyr während des Ersten Weltkriegs in Berlin bei Eduard Meyer gehört, der unter den Historikern zu den Verehrern und Freunden Spenglers gehören sollte. Spengler selbst wurde in den zwanziger Jahren mehrfach auf Schachermeyrs erste Arbeiten über das archaische Griechenland hingewiesen. Aber den Kontakt hat auch er nicht gesucht.

Auf welchem Weg genau sich die Einflußnahme Spenglers auf Schachermeyrs Denken entwickelt hat, läßt sich nicht mehr feststellen. Allerdings war die Rezeption auch niemals vorbehaltlos. Schachermeyr scheint immer einen Vorbehalt gegen den „Pessimismus“ Spenglers gehabt zu haben. Der äußerte sich auf zwei ganz unterschiedliche Weisen. Während der NS-Zeit folgte Schachermeyr einer in vielem konformen Linie, wenn er in geschichtstheoretischen Arbeiten die These vertrat, daß alle Kulturen von ihrer rassistischen Prägung bestimmt seien und deren Leben und Sterben von der biologischen Kraft ihrer Trägerrassen abhinge.

Fritz Schachermeyr: *Griechische Geschichte. Mit besonderer Berücksichtigung der geistesgeschichtlichen und kulturmorphologischen Zusammenhänge*, Stuttgart 1960.

Fritz Schachermeyr: *Lebensgesetzlichkeit in der Geschichte*, Frankfurt a.M. 1940.

Diese Sicht hat Schachermeyr nach 1945 aufgegeben und in einem Einleitungskapitel zu der oben erwähnten Griechischen Geschichte die Anschauung verfochten, daß nicht die Rasse, sondern die Kultur selbst der entscheidende Faktor sei und daß es sich – ganz im Sinne Spenglers – bei Kulturen um „organische“ Größen handele, deren Lebenszeit allein von immanenten Faktoren abhängt. Sein Vorbehalt galt aber nach wie vor Spenglers deterministischer Auffassung und dessen Annahme eines allgemeinen Entwicklungsgesetzes der Hochkulturen. Nach Schachermeyr gab es nur eine vollständige Analogie: die zwischen der Antike und dem Abendland.

Er hat seine Position unter dem Eindruck der gesellschaftlichen Krise, die in den sechziger Jahren einsetzte, noch einmal zusammengefaßt und 1981 – sechs Jahre vor seinem Tod – ein umfangreiches Werk mit dem Titel *Die Tragik der Voll-Endung* veröffentlicht. Aus diesem Band stammen die folgenden, der Frage einer möglichen Regeneration nachgehenden, Überlegungen:

Folgendes haben wir zu unterscheiden: Ein Verenden entweder durch brutale Gewalt oder aber durch eigenes Altern. Ein Verenden könnte aber auch durch eine Krankheit erfolgen, sofern es gegen eine solche kein *Remedium* gibt. Verenden kann dabei sowohl von einer Regeneration gefolgt sein, würde sich also nur auf den bisherigen Entwicklungsablauf beziehen, oder aber mit der Vernichtung der Entwicklungsträger einen endgültigen Abschluß bedeuten. Im folgenden wollen wir die einzelnen hier in Frage kommenden Möglichkeiten aufzählen:

1. Ein absolutes Ende ohne Regeneration kann erfolgen bei einer totalen Vernichtung durch einen brutalen äußeren Feind. Die Vernichtung der Azteken- und Inka-Kulturen durch die Spanier bietet dafür ein Beispiel, das uns zugleich auch das Ende des nationalen Daseins der Träger mit einschließt. Ähnlich geschah es einst auf Kreta den Minoern, die im Hellenentum weitgehend aufgingen.

2. Ein absolutes Ende ohne Regeneration würde sich auch ergeben aus einer globalen Vernichtung des Menschengeschlechtes durch die Segnungen unserer technisierten Naturwissenschaften.

3. Die Beendigung einer Entwicklung, verbunden mit einer Erhaltung seiner Träger und mit der großen Wahrscheinlichkeit zu einer echten Regeneration wird uns dagegen durch die Beispiele einer Wende vom Mykenischen zur Antike und dann wieder von der Antike zum Abendland verbürgt. Dazu gleich hier einige wichtige Einzelheiten.

Voraussetzungen wären für eine solche Aufeinanderfolge von Beendigung des bisherigen Entwicklungsablaufes und Beginn eines neuen zuerst einmal das Eintreten gewisser Negativerlebnisse: So etwa die Reduktion eines allzu lastenden Kulturerbes durch barbarische Zerstörung, wodurch das bisherige kulturelle Establishment so weit zerbrach, daß die bisherigen Zentralwerte verloren gingen und damit auch das bisherige Kultursystem. Am Ende der mykenischen Ära ging so die Palastidee als Zentralwert zugrunde, am Ende der Antike aber der Zentralwert des *Imperium Romanum*. Dadurch sah sich auch die bisherige Entwicklungsrichtung zum Abschluß gebracht.

In den erwähnten Fällen war dabei der gesamte Phantasieschatz, der in den bisherigen Entwicklungsabläufen vorhanden war, bereits aufgebraucht. Daher auch die Altersschwäche der beiden Kulturen, welche es barbarischen Elementen gestattete, hier als Zerstörer aufzutreten. Die beiden Abläufe hatten sich somit bereits vollendet, sie waren kulturell zu nichts mehr nütze. Darum mußten sie durch Neues ersetzt werden.

Was sich freilich erhalten mußte, das waren einmal schon die Träger dieser Kulturen, dann aber auch die einzelnen Kulturelemente. Diese waren nach dem Zusammenbruch der bisherigen Zentralwerte ja ohne feste Bindung und Steuerung, sie waren gleichsam „frei“ und ihres bisherigen traditionellen Strukturzwanges ledig. So fanden diese Elemente die Möglichkeit, sich irgendwelchen neugebildeten Zentralwerten oder Zentralwertkomplexen anzuschließen, wodurch dann eine

Fritz Schachermeyr: *Die Tragik der Voll-Endung. Stirb und Werde in der Vergangenheit. Europa im Würgegriff der Gegenwart*, Wien und Berlin 1981.



Fritz Schachermeyer –
Altersbildnis

Fritz Schachermeyer: *Die
ältesten Kulturen Grie-
chenlands*, Stuttgart 1955.

neue Wertstruktur entstand, aus der eine neue Kulturentwicklung mit einer neuen, bis dahin noch nie verfolgten, daher völlig unverbrauchten „Richtung“ eingeschlagen werden konnte. Dabei sind diese Wendungen nicht aus dem Intellekt inauguriert worden, sondern aus dem Unbewußten aufgewachsen. Wir lernen daraus, daß solche Regenerationen gar nicht gewollt und gemacht werden können, sondern einen elementaren Prozeß darstellen, von dem man zuerst gar nichts merkt und der gerade dadurch vom Intellekt nicht verpfuscht werden kann. Daher erfolgten bei einer solchen Regeneration zuerst Jahrhunderte eines statischen Frühstadiums, bis man sich all-

mählich der Möglichkeiten zu einer dynamischen Aufwärtsentwicklung mit Hilfe von Phantasieleistungen bewußt wurde.

Für eine solche Regeneration wäre eine weitere Voraussetzung, daß sie von außen durch Fremdeinflüsse nicht so sehr gestört wird, daß sie darüber ihre bisherige menschliche und kulturelle Substanz verliert. Vor allem bedarf eine solche Regeneration ja der Erhaltung der durch die Zertrümmerung des bisherigen Systems freigewordenen Kulturelemente, damit sie neue Zentralwerte und dann eine neue Wertstruktur hervorbringen können. Dafür bedarf es aber auch derjenigen Menschenklasse, welche ich als „Benediktiner“ bezeichnen möchte. Die hätten dann zwar nicht die alte Struktur zu erhalten (da sei Gott vor!), wohl aber die bisherigen Kulturelemente zu bewahren, soweit ihnen zeitlose Werthaftigkeit als Saatgut für künftige Entwicklungen und als Ansporn zum kulturellen Wettkampf zukommt. So viel zur Möglichkeit einer solchen echten und großen Regeneration, nach dem von der Erfahrung gebotenen Schema. Ob es auch noch andere Möglichkeiten hierzu gibt, vermag ich mangels von Anhaltspunkten nicht anzugeben.

4. Eine ganz andere Möglichkeit, den Niedergang und das Ende wenigstens aufzuhalten, läge darin, daß er noch vor seiner Endkatastrophe von einem lebensstüchtigeren Seitenzweig (Satelliten) der gleichen oder einer verwandten Entwicklung aufgefangen würde. Dieser kräftigere Seitenzweig übernimmt nun die Führung und eine Art von Protektorat. Er sorgt für ein statisches Weiterbestehen der Niedergangskultur im Rahmen seiner eigenen Gesittung. So ließ Mykene das Minoische im Niedergang noch weiter vegetieren. Ebenso nahm Rom den Hellenismus in sein Imperium mit auf. Wenn wir diesen Seitenzweigen höhere Lebenskraft zuschrieben, so meinten wir damit, daß ihnen in der von ihnen eingeschlagenen Richtung noch ein höheres Maß von unerfüllten Aufgaben und Phantasiemöglichkeiten zur Verfügung standen und damit zugleich auch noch eine härtere konformistischere „Haltung“. Dabei müssen wir bedenken, daß extreme pluralistische Systeme wie das des Hellenismus gegenüber konformistischen Gesittungen (zum Beispiel Rom) ohnehin niemals eine Chance haben. Extremes Pluralismus ist zu sehr gespalten und durch die Luftblasen des Egoismus aufgeplustert. Bei gleichem Stand der Technik wird der extreme Pluralismus gegenüber einem konformistischen Gegner immer den Kürzeren ziehen.

5. Eine letzte und zugleich allergünstigste Art der Regeneration würde sich schließlich einstellen, wenn man im Rahmen der bisherigen Entwicklung (also ganz ohne Mithilfe eines Seitenzweiges) aus eigener Kraft einen neuen, noch unverbrauchten Zentralwert (etwa Europa!) zu gewinnen vermöchte. Daraus würden sich dann ohnehin so viele Anreize für neuere Phantasieleistungen ergeben, daß sich die bisher eingeschlagene Entwicklung wie von selbst in durchaus gesunder Weise um eine neue Phase weiter fortsetzen würde.

Spengler I

Frank Lisson: *Oswald Spengler. Philosoph des Schicksals*. Schnellroda: Edition Antaios 2005. 150 S., kt, 12.00€

Sehr viele große, wichtige und das heißt oft auch umfangreiche Bücher, wie *Das Kapital* von Marx, *Masse und Macht* von Elias Canetti und eben auch Spenglers *Untergang des Abendlandes* teilen das Schicksal, häufiger zitiert als gelesen zu werden. Selbst im „Spengler-Jahr“ 2005 wird sich dieser Umstand nicht wesentlich ändern, umso wichtiger scheint deshalb zu diesem Zeitpunkt, aus Anlaß von Spenglers 125. Geburtstag, eine Einführung, die Biographie, Werk- und Rezeptionsgeschichte miteinander verbindet und aufgrund ihres knappen Umfangs und der dennoch umfassenden Darstellung auch die Chance besitzt, einem breiten Publikum das Leben und Schaffen eines Mannes nahezubringen, der das Lebensgefühl einer ganzen Epoche geprägt hat.

Lisson beschreibt das Bild eines Denkers, dem, zwischen seinen Ängsten und seinem Ehrgeiz pendelnd, ein großer Wurf gelingt. Der die Phobien seiner Zeit verinnerlichte, aber durch die konsequente Hinwendung zu den „Tatsachen“ und Akzeptanz des Unvermeidlichen den Wandel vom „enttäuschten Romantiker“ zum „Positivisten aus Trotz“ vollzog. In seiner Auseinandersetzung mit den eigenen Verlustgefühlen war Spengler seinem Vorbild Friedrich Nietzsche nicht unähnlich. Lisson arbeitet die frappierenden Parallelen in Leben und Anschauung der beiden Zivilisationskritiker heraus, aber auch die offensichtlichen Unterschiede. Wo Nietzsche sich zum Propheten des Übermenschen stilisiert und Liebe zum Schicksal predigt, erhöht sich Spengler zum expliziten Apologeten des Imperialismus, der Optimismus für Feigheit

hält. Spengler wuchs in einem familiären Umfeld auf, das man keineswegs als idealen Nährboden zur Formung eines großen „Dichterphilosophen“ bezeichnen kann, das vielmehr gekennzeichnet war durch intellektuelle Trägheit und emotionale Trostlosigkeit. Vor diesem Hintergrund verrät die radikale Hinwendung des jungen Spengler zur Literatur und Philosophie eine erstaunliche Veranlagung, die in Verbindung mit den persönlichen Traumata und der empfundenen Morbidität des Zeitgeistes den *Untergang des Abendlandes* hervorbringen sollte.

Lisson weist auf die Vorläufer und Freunde der Spenglerschen Geschichtsphilosophie hin, ebenso wie auf die Ablehnung, die seine Arbeit aus den Reihen der Fachwissenschaft erfuhr, was ihm den nicht sehr schmeichelhaften Beinamen eines „Karl May der Philosophie“ (Tucholsky) einbrachte. Die Erfolgsgeschichte des Spenglerschen Hauptwerkes ist nach Lisson vor allem auch eine Geschichte der Mißverständnisse. Es ist eine Ironie, daß Spengler einen Großteil der Bewunderung und Anerkennung, die ihm zuteil wurde, der Unfähigkeit seines Publikums verdankt, sein kulturmorphologisches Modell wirklich zu begreifen. Ähnlich erging es seinen politischen Entwürfen wie dem „preußischen Sozialismus“, den er als rein ethisches Prinzip verstanden wissen wollte. Er bemühte sich vergeblich, sich der ökonomischen Interpretation der Nationalrevolutionäre zu erwehren.

Spengler, der schon als Junge Gefallen daran gefunden hatte, Landkarten fiktiver Großreiche zu zeichnen, sehnte sich nach politischer Macht. Objekte seiner Bewunderung waren Mussolini und der Großindustrielle Hugo Stinnes, wogegen er für Hitler und seine Bewegung nur wenig Begeisterung zeigte. Der Aufstieg des Nationalsozialismus

bedeutete somit auch ein Verblässen seines Sterns. Sein Pessimismus und seine Ablehnung des biologischen Rassegedankens machten ihn für die braunen Machthaber nicht nur uninteressant, sondern sogar zum Ärgernis.

Einhergehend mit der wachsenden Distanz zur Politik seit Mitte der zwanziger Jahre, verschob sich auch das Forschungsinteresse Spenglers. Seine geistige Spätphase kennzeichnet Lisson als Rückzug in die Urzeit. In diesem Abschnitt seiner Denkentwicklung relativierte Spengler viele Aussagen seines Hauptwerks und lenkte seinen Blick von den Hochkulturen auf die Frühphase des Menschen und der Menschheit als universaler Größe. Seine breit angelegte Beschäftigung mit anthropologischen und paläontologischen Fragestellungen blieb der Nachwelt jedoch nur in Fragmenten erhalten, die nicht vollständig aufgearbeitet, erst nach dem Zweiten Weltkrieg veröffentlicht wurden. Sie konnten daher keine Wirkung mehr entfalten und werden wohl immer im Schatten des *Opus Magnum* stehen. Nach dem Krieg schien Spengler in Vergessenheit zu geraten, doch Lisson weist in einem Ausblick auf Tendenzen zur Wiederbelebung seiner Vorstellungen hin, und sei es auch nur, um festzustellen, „welche Kühnheit und Eleganz im Denken einmal möglich war.“

Wiggo Mann

Spengler II

Domenico Conte: *Oswald Spengler. Eine Einführung*. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2004. 120 S., kt, 14.00€

Es ist schon seit einigen Jahren der seltsame Sachverhalt zu beobachten, daß fast alle Schriften Oswald Spenglers – auch die politischen – in italienischer Übersetzung vorliegen, während der deutsche

Hausverlag C. H. Beck alles bis auf den *Untergang des Abendlandes* vom Markt genommen hat. Vielleicht erklärt dieses besondere Interesse, daß nun ein deutscher Verlag eine vor sieben Jahren auf italienisch erschienene Einführung zu Oswald Spengler herausbringt. Vielleicht ist es aber auch die Einsicht in die Unbrauchbarkeit des letzten deutschen Versuchs dieser Art – Christian Nähers Band in der Reihe der *rororo*-Bildmonographien – und die Annahme, daß dieser Autor an Aktualität gewinnen wird. In jedem Fall hat der Leipziger Universitätsverlag nun einen schmalen Band präsentiert, der den Leser zuverlässig mit den Hauptgedanken im Werk Spenglers vertraut macht. Das Interesse des Verfassers liegt deutlich bei den geschichtsphilosophischen und literarischen Zusammenhängen, während der politische Autor seltsam unterbelichtet bleibt. Das hängt einerseits mit dem Mangel an biographischen Informationen zusammen (sie sind wesentlich auf eine Zeitleiste beschränkt), erklärt sich aber auch aus der fehlenden Rezeption der so wichtigen Arbeit von Frits Boterman über Spengler; wenigstens irritierend ist das Fehlen eines Hinweises auf Evola in dem sonst informativen Schlußkapitel über die Spenglerrezeption.

Martin Voelkel

Schmitt

Carl Schmitt: *Frieden oder Pazifismus? Arbeiten zum Völkerrecht und zur internationalen Politik 1924–1978*, herausgegeben, mit einem Vorwort und mit Anmerkungen versehen von Günter Maschke. Berlin: Duncker & Humblot 2005. XXX + 1010 S., geb, 98.00 €

„Jeder Satz ist eine Antwort – jede Antwort antwortet auf eine Frage – jede Frage entspringt einer Situation.“ Diese „Ein-Minuten-Vorlesung“ Carl Schmitts stellt Günter Masch-

ke an den Beginn des Vorworts für einen voluminösen Auswahlband von Schmitts völkerrechtlichen Arbeiten aus der Zwischen-, der Kriegs- und der Nachkriegszeit. Und mit der These vom Zusammenhang zwischen „Frage“ und „Situation“ gibt Maschke einen wichtigen Hinweis auf die Möglichkeit des sachgerechten Verstehens dieser ganz verschiedene Problemkreise ansprechenden Texte. Er macht das einleitend deutlich, indem er den Zusammenhang zwischen der Erstfassung von *Der Begriff des Politischen* – die hier aufgenommen wurde – und Schmitts Erfahrungen während der Rheinlandbesetzung hervorhebt. Die Entdeckung der „Regel“, daß jede politische Unterscheidung im Kern eine zwischen Freund und Feind sei, könne nicht ohne diesen konkreten Hintergrund verstanden werden.

Das legt natürlich die Erwägung nahe, daß Maschkes Entschluß, diesen zweiten von ihm betreuten Band mit Aufsätzen und Abhandlungen Schmitts herauszugeben, seinerseits in Reaktion auf eine bestimmte Lage gefaßt wurde. Und tatsächlich versucht der Herausgeber gar nicht zu verschleiern, daß er die besondere Aktualität von Schmitts Auffassungen darin sieht, daß wir heute am Ende einer Entwicklung stehen, die mit der „Urkatastrophe“ des Völkerrechts im 20. Jahrhundert – dem Versailler Vertrag – begann und erreichte, eine Vorstellung von Völkerrecht durchzusetzen, die den Krieg ächtet und damit den Frieden unmöglich macht, der ja nur mit einem „gerechten“ Feind geschlossen werden kann.

In einem der hier zusammengestellten Aufsätze – 1933 erschienen unter dem Titel „Frieden oder Pazifismus?“ – heißt es an entscheidender Stelle, der Pazifismus sei geradezu wesensmäßig bestimmt durch die Tatsache, daß er es fertigbringe, „mensenmörderische Beschießungen und furchtbare Schlachten kaltblütig als ‚friedlich‘ Maßnahmen hinzustellen“. Es ist selbstver-

ständig naheliegend, diese These auf die Gegenwart anzuwenden, insofern sie helfen kann, das ganze widersprüchliche Bild des politischen Geschehens zu deuten, das von immer lauterem Friedensbeteuerungen begleitet wird, während Zahl und Heftigkeit der militärischen Auseinandersetzungen wächst. Schmitt hat auch die Möglichkeit dieser Entwicklung abgesehen und sie in Zusammenhang mit bestimmten geschichtsphilosophischen Überlegungen gebracht. Dabei ging es ihm vor allem darum, zwischen einer im Sinne des christlichen Denkens wünschenswerten Tendenz zur Einheit und einer rein funktionalen zu unterscheiden. Auch das sind Erwägungen, die an Aktualität kaum etwas eingebüßt haben; Maschke zitiert in den Anmerkungen zu Schmitts Aufsatz *Die Einheit der Welt* aus dem *Glossarium* den so gar nicht zu Schmitt passenden Satz, daß „anarchisches Chaos besser ist als nihilistische Zentralisierung und Satzung“.

Karlheinz Weißmann

Hielscher

Peter Bahn: *Friedrich Hielscher 1902–1990. Einführung in Leben und Werk*. Konstanz: Siegfried Bublies 2005. 416 S., kt, 15 Tafeln, 19.80 €

Wir haben vor einiger Zeit in der Sezession auf einen bizarren Versuch der Annäherung an Person und Wirksamkeit Friedrich Hielschers hingewiesen und dabei auch erwähnt, welches eigentümliche Interesse dieser Exzentriker unter den Nationalrevolutionären neuerdings auf sich zieht. Nun ist hier ein Buch vorzustellen, dessen Autor Peter Bahn einerseits keinen Hehl aus seinem Fasziniertsein macht, andererseits aber wohlthuend sachlich die Biographie und die Entwicklung des Denkens von Hielscher präsentiert.

Dabei liegt das Schwergewicht nicht auf dem politischen, sondern auf dem theo-

logischen Hielscher, dessen „Kirche“ zwar schon auf die Vorkriegszeit zurückging, aber erst nach 1945 zum Hauptinhalt seines Lebens wurde. Die Sonderstellung dieser Glaubensgemeinschaft unter allen neuheidnischen Gründungen erklärt sich weniger aus Hielschers Gottes- und Offenbarungsbegriff oder seiner – zyklischen – Geschichtsphilosophie, sondern aus der dogmatischen Fixierung, die er seinem Lehrgebäude gab. Man muß Bahns umfassende Darstellung dieser Zusammenhänge positiv hervorheben, die auch den zahlreichen Selbstkorrekturen des „Werkmeisters“ der „Weilkirche“ nachgeht, selbst wenn man nicht die Auffassung teilt, das hier so etwas wie „Wegweisung“ für die religiösen Probleme des 21. Jahrhunderts zu erwarten ist.

Heinz Bracht

Nationalismus und Faschismus

Stefan Breuer: *Nationalismus und Faschismus. Frankreich, Italien und Deutschland im Vergleich*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2005. 202 S., geb, 44,90 €

Man legt kein Buch von Stefan Breuer unbelehrt aus der Hand, seit Erscheinen seiner *Anatomie der Konservativen Revolution* hat er ein halbes Dutzend Monographien zur Geschichte, Struktur und Ideologie der politischen Rechten – vornehmlich in Deutschland – veröffentlicht und dabei immer mehr geleistet, als man erwarten durfte. Es gibt keinen anderen Autor, der mit solcher Intensität versucht, ein Gesamtbild dieses politischen Lagers zu entwerfen und den Gründen für seine Fraktionierung auf die Spur zu kommen. Damit einher geht die Entfernung von vielen denunziatorischen Mustern der Interpretation; wo sonst könnte man einen Satz wie den folgenden lesen: „Normative Denkmuster sind in den Sozial- und Geisteswissenschaften vermut-

lich deshalb so beliebt, weil sie Arbeit ersparen. Läßt man sich dagegen auf die Sache selbst ein, so erkennt man schnell, wie kurzschlüssig die vorgeschlagenen Unterscheidungen sind.“ In der Konsequenz weist Breuer manchen sonst gegen die Rechte erhobenen Generalvorwurf – wie den des „Irrationalismus“ – zurück, ohne doch auf die Seite der Rechten zu treten.

Im Hinblick auf das hier behandelte Thema ist festzustellen, daß Breuer eine Analyse jener Ideologie liefert, die zuerst in Frankreich entstand, jener Bewegung, die zuerst in Italien zur Partei wurde und in Deutschland mit ungeahnter Radikalität an die Durchsetzung ihrer Ziele ging. Allerdings sieht Breuer darin keine Stufenfolge, sondern verschiedene „Aggregatzustände“. Nationalismus ist für ihn primär „Ideologie“ und damit vieldeutig, die Versuche ihn eindeutig zu machen, indem man ihm zum Beispiel einen prinzipiell antiliberalen oder antidemokratischen Gehalt zuschreibt, hält er für vollkommen verfehlt. Demgegenüber ist Faschismus primär „Partei“, das heißt ein Ganzes, das durch das Charisma des Führers, die Wirkung der Propaganda und die Folgebereitschaft der Massen zusammengehalten wird, aber nicht durch ideologische Konsistenz. Dieser Zusammenhang lasse sich auch im Nationalsozialismus nachweisen, der deshalb nicht prinzipiell vom Faschismus geschieden werden sollte.

Damit hat Breuer sein eigenes Erklärungsmuster gegen zwei andere deutlich abgegrenzt: dasjenige Ernsts Noltes, der *Action Française*, italienischen Faschismus und Nationalsozialismus in seinem ersten Hauptwerk *Der Faschismus in seiner Epoche* im Sinne eines Stadienmodells Vorfaschismus – Faschismus – Radikalfaschismus gedeutet hat, und dasjenige Zeev Sternhells, der den Faschismus fast vollständig vom Nationalsozialismus abtrennt und eine spezifische „faschistische Ideologie“ als Hauptantrieb

ausmacht, die in hohem Maß als Versuch einer Modernisierung linker Weltanschauungen erscheint. Gegen beide Modelle ist ohne Zweifel einiges einzuwenden, aber die Art und Weise wie Breuer das tut, hinterläßt einen üblen Beigeschmack. Nolte wird wie eine Schießbudenfigur behandelt, Sternhells außerordentliche Leistung in der Untersuchung der ideologischen Verwerfungen am Ende des 19. Jahrhunderts nirgends gewürdigt. Und wenn Breuer gegen den einen wie den anderen sein eigenes „faschistisches Minimum“ definiert – charismatische Struktur, Bürgerkriegsarmee, Patronage – so darf man festhalten, daß diese Kriterien auch von größeren Räuberbanden im Mittelmeerraum, allen möglichen Partisanenarmeen der Dritten Welt und selbstverständlich von den erfolgreicheren kommunistischen Bewegungen Europas erfüllt wurden.

Wenn eingangs von den Stärken der Arbeiten Breuers die Rede war, so muß eben auch auf deren konstitutive Schwächen hingewiesen werden: ein fehlendes Sensorium für die Geschichtlichkeit der behandelten Phänomene, ihre Lagen, ihre Position im Strom der Zeit.

Karlheinz Weißmann

Ideen von 1914

Peter Hoeres: *Krieg der Philosophen. Die deutsche und die britische Philosophie im Ersten Weltkrieg*. Paderborn: Schöningh 2004. 646 S., geb, 78,00 €

In vieler Hinsicht war die Entwicklung der deutsch-englischen Beziehungen zwischen dem Abgang Bismarcks und dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs das eigentliche Movens der europäischen Staatengeschichte. Das ist umso bemerkenswerter, als der stärkste Konkurrent Deutschlands wie Englands bis dahin Frankreich gewesen war und viele Zeitgenossen zwischen

den „protestantischen“ Mächten eine Seelenverwandtschaft annahmen. Diese Annahme wurde vor allem von deutscher Seite genährt, wo man die seegermanischen Vettern mit einer Mischung aus Bewunderung und Neid betrachtete. Umso deutlicher war die Verstimmung, als Großbritannien schon vor 1914 immer deutlicher gegen das Reich Partei nahm und sich in der Oberschicht ein antideutscher Affekt bemerkbar machte. Daraus resultierten viele der haßerfüllten Anklagen, die auch die britische Intelligenz nach Beginn des Krieges gegen Deutschland richtete, nicht nur wegen des Angriffs auf *sweet little Serbia* und den Bruch der belgischen Neutralität, sondern wegen der Behauptung, in deutscher Gestalt erhebe ewiges Barbarentum sein Haupt gegen die westliche Zivilisation. Mit einer gewissen Verzögerung wandte sich dann hiergegen eine Propaganda auf deutscher Seite, die mit ihren „Haßgesängen“ und dem Fluch auf das „perfide Albion“ aber etwas hausbacken blieb.

Wenn man bis dato für die Erklärung dieses Entfremdungsvorgangs auf wenige, allerdings ertragreiche Aufsätze (ältere von Percy Ernst Schramm, neuere von Rolf-Peter Sieferle) angewiesen war, dann liegt jetzt in der Untersuchung von Peter Hoeres eine ebenso breite wie luzide Untersuchung des besonderen „Kriegs der Philosophen“ vor, in dem der Frage nachgegangen wird, wie sich das Verhältnis deutscher und britischer Philosophen während des Konflikts entwickelte. Es ist ausgeschlossen, an dieser Stelle die detaillierte Untersuchung der von Hoeres dargestellten Positionen auch nur in etwa nachzuzeichnen. So viel sei aber immerhin festgestellt: Die Philosophie begab sich in einem deprimierenden Ausmaß in den Kriegsdienst. Das bedeutete auf britischer Seite, daß man allgemein der „Zwei-Deutschland-Theorie“ anhing, das heißt ein gutes, friedliebendes und humanistisches von einem bösen, militaristi-

schen und „hunnischen“ unterschied. Im Laufe der Zeit, so die gängige These, habe das böse das gute korrumpiert und sei schließlich zur Alleinherrschaft gelangt. In den Reihen der britischen Philosophen wurde diese Auffassung eigentlich nur von einem – Bertrand Russell – prinzipiell in Frage gestellt, was ihm erhebliche Unannehmlichkeiten einbrachte. Auf deutscher Seite, so Hoeres, kam es zu einer prinzipiellen Absage an den in Großbritannien als dominierend wahrgenommenen Zusammenhang von Liberalismus, Kapitalismus und Individualismus. Allerdings zeigte sich für die eine wie die andere Seite ein erhebliches Problem in der Begründung, weil nämlich die klare Zurechnung philosophischer Traditionen zu den Übelständen Schwierigkeiten bereitete. Besonders kennzeichnend war der Versuch in Großbritannien, den Idealismus als „deutsche Philosophie“ grundsätzlich zu diskreditieren, ohne daß dieses Bemühen aber zu einem letzten Erfolg geführt hätte.

Die Arbeit von Peter Hoeres wird für lange Zeit die maßgebliche zu diesem Thema sein. Wenn man überhaupt etwas aussetzen findet, dann die vorsichtige, manchmal allzu vorsichtige Art der Bewertung.

Martin Voelkel

Seltsame Heilige

Judith Baumgartner und Bernd Wedemeyer-Kolwe (Hrsg.): *Aufbrüche – Seitenpfade – Abwege. Suchbewegungen und Subkulturen im 20. Jahrhundert*. Festschrift für Ulrich Linse. Würzburg: Königshausen & Neumann 2005. 210 S., kt, 39.00 €

Der Name Ulrich Linse war nur während der achtziger Jahre einer breiteren Öffentlichkeit bekannt. In der Zeit der Friedens- und Umweltbewegungen gehörte er zu den wenigen, die diesen Strömungen eine Geschichte gaben,

sie aber gleichzeitig auch darüber aufklärten, daß vom selbstbestimmten Leben in der Kommune über die ökologische Landwirtschaft bis zum Pazifismus alles schon einmal dagewesen war: in den Lebensreformgruppen des wilhelminischen Kaiserreichs, bei den „Inflationsheiligen“ des Nachkriegs oder den Völkischen der Weimarer Republik. Seither hat Linse seine Beschäftigung mit den „Alternativen“ keineswegs eingestellt, wie man der diesem Band beigefügten Bibliographie seiner Arbeiten entnehmen kann, nur das allgemeine Interesse an solchen Themen ist kleiner geworden. Heute sind es in erster Linie die Verfechter der neuen „Kulturgeschichte“, die sich vergleichbarer Fragen annehmen und das macht diese Festschrift über das bei derartigen Veröffentlichungen erwartbare Maß hinaus lesenswert. Besonders hervorgehoben seien die Erwägungen Thomas Rohkrämers über Richard Wagners „konservative Revolution“, die Untersuchung Helmut Zanders über die Rolle der Theosophischen Zeitschriften in Deutschland sowie die Behandlung ganz bewußt „abwesiger“ Themen im letzten Teil: die Funktion von Schatzmarken in der völkischen Bewegung (Uwe Puschner), die Darstellung des Zusammenhangs von Technik und Esoterik in Film und Literatur des Nationalsozialismus (Karin Bruns), die Inszenierung der großen Sonnenwendfeier in Berlin 1933 (Hubert Cancik).

Martin Voelkel